

Podzer Zeitung.

Gründer Johann Peterfilge.

Nr. 568

Freitag, den 12. (25.) Dezember 1914.

51. Jahrgang.

Redaktion, Expedition, Annoncen- und Abonnements-Annahme: Petrikauer-Strasse Nr. 86, im eigenen Hause. — Telephon Nr. 212

Ausgabe täglich zweimal mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, an denen nur die Morgenausgabe erscheint. — Manuskripte werden nicht zurückgegeben. — Vierteljährlicher pränumerando zahlbarer Abonnementspreis für Podz. Abl. 2.10 für Auswärtige mit Postzusendung einmal täglich Rubel 2.25 im Auslande Rubel 5.40 — (Abonnements werden nur vom ersten eines jeden Monats berechnet.) Preis eines Exemplars: Abend- und Morgen-Ausgabe 8 Kop., Sonntagsausgabe mit der illustrierten Sonntagsbeilage 5 Kop. — Inserate werden für die siebenzehnstündige Vorparatellezeit oder deren Raum mit 10 Kop. für Rußland und mit 12 Kop. für Ausland berechnet. Für die vierzehnstündige Vorparatellezeit oder deren Raum vor dem Text 35 Kop. für Rußland und 40 Kop. für Ausland, im Text 60 Kop. Alle in- und ausländischen Annoncenbüros nehmen Anzeigen und Reklamen für die „Podzer-Zeitung“ an. — Redakteur: W. Peterfilge — Herausgeber: J. Peterfilge's Erben. — Rotationsdruck von „A. Peterfilge“ Petrikauer-Strasse Nr. 86.

Reklamationen über unregelmäßige Zustellung unseres Blattes bitten wir sofort an die Expedition zu richten.

Sparet Gas und Elektrizität!

Verwaltung der Städtischen Gaswerke,
Podzer Abteilung der Ges. für elektr. Bel. v. Jahre 1886.

09521

Ämtlicher Teil.

Bekanntmachungen.

Alle Einzelsuhrwerke müssen während der Dunkelheit auf öffentlichen Wegen eine brennende Laterne führen; bei geschlossenen Kolonnen müssen wenigstens der erste und der letzte Wagen je eine Laterne führen.

Zu widerstandungen werden bestraft.

Podz, 23. Dezember 1914.

Der Gouverneur.

1) Das Gouvernement Podz umfaßt außer Podz und seinen Vororten das durch die Ortsschaften Szierz — Sagiewnik — Nowosolna — Andropol — Rzów — Pabianice — Janowice — Antonierz — Alexandrow umgrenzte Gebiet, einschließlich dieser Orte und aller in diesem Umkreise belegenen Gemeinden und Güter.

2) Alle Eingaben an das Gouvernement sind in deutscher Sprache abzufassen. Eingaben in russischer, polnischer oder einer anderen Sprache bleiben unberücksichtigt.

Podz, den 22. Dezember 1914.

Der Gouverneur.

Weihnachten 1914.

In erster Zeit feiern wir diesmal Weihnachten. Ein Weltbrand, wie ihn die Geschichte nicht kennt, lodert zum Himmel empor und hüllt den Stern von Bethlehem, der uns an den Frieden auf Erden gemahnt, in tiefe Schatten. Das schöne Wort der Weihnachtsverheißung „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“ ist uns heute nichts weiter als ein Trost, der wie liebliche Zukunftsmusik in unseren Ohren klingt. Die Völker Europas stehen sich in Waffen gegenüber und auch am Heile der Liebe tobt der grimmige Kampf, dessen Ende vorläufig noch nicht vorausgesagt werden kann.

Auch unsere Stadt hat die Schrecken des Krieges kennen gelernt. Neuzehn Tage lang setzte die russische Armee dem Vordringen der Deutschen hartnäckigen Widerstand entgegen und in dieser Zeit lernte wohl jedermann den Segen des Friedens schätzen.

Dange Stunden liegen hinter uns, Stunden der Gefahr und des Schreckens. Eine rechte Weihnachtsfreude kann deshalb

in unseren Herzen nicht aufkommen. Wo hin sich unser Blick auch wendet, überall tritt uns ein Werden und Vergehen entgegen und wir werden mehr als je daran erinnert, daß Staaten, die dem menschlichen Ermessen nach unvergänglich schienen, nur noch in der Geschichte fortleben, und Völker, von denen die Zeitgenossen wähten, sie würden in alle Ewigkeit den Erdkreis beherrschen, sich ebenfalls den Gesetzen des Behorenwerdens, Wachens und Sterbens unterwerfen müssen. Fürwahr, es ist ein beständiges Auf- und Abwogen, ein Kommen und Gehen, ein Leben und Sterben im Großen und Kleinen. Nichts, das feststeht, nichts, das den allgemeinen Wechsel überdauert, nichts, das alles überragt und überlebt, nichts, an das sich der vergänglichste, ach so schwache und eines Halts, eines festen, nie wankenden und verjagenden Stützpunktes bedürftige Mensch klammern könnte.

Wir haben Zeiten, Augenblicke durchlebt, wo in uns das Verlangen und Sehnen nach anderen, ruhigeren Verhältnissen mit solcher Gewalt, mit so unwiderstehlicher Kraft erwachte, daß wir nach einem höchsten Wesen suchten, dem wir aus gequälten Herzen die Gestalt unseres Lebens, unserer Zukunft überließen, dem wir flehend mit kindlichem Vertrauen zuriefen: „So nimm denn meine Hände und führe mich...“

Dunkel liegt die Zukunft vor uns, wir wissen nicht, ob wir trüben oder frohen Tagen entgegengehen und es bleibt uns nichts als der Glaube, daß ein liebender Vater seine Hand schützend und bewahrend über jeden einzelnen und die ganze Menschheit hält. Gibt es überhaupt ein anderes Gefühl, ein andere Bewußtsein und eine andere Zuversicht, die in gleicher Weise geeignet wäre, uns über alle Stürme des Lebens hinwegzuhelfen, in allen Lebenslagen den Trost zu gewähren, als die, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen? Wenn heute trotz der Kriegswirren die Kerzen am Weihnachtsbaum strahlen, so können wir nicht anders, als innigste Bitten zum Herrscher der Welten emporzusenden, daß er uns den Frieden schenken möge, den Frieden, den Tausende ersehnen. In das Geläute der Kirchenglocken, in den Jubel der Kindercharen, die nichts von Feindschaft und Krieg wissen, mischt sich der einzige Wunsch nach Frieden auf Erden.

Möge er bald in Erfüllung gehen!

Der Krieg.

Die Lage auf dem Kriegsschauplatz.
(Großes Hauptquartier).

Berlin, 22. Dezember. (Ämtlich). Bei Neuport und in der Gegend von Ypern herrschte im Allgemeinen Ruhe. Zur Wiedererlangung der am 20. Dezember verlorenen Stellungen bei Festubert und Givenchy machten die durch französische Territorialtruppen verstärkten Engländer gestern und heute Nacht verzweifelte Vorstöße, die zurückgewiesen wurden. Die gestrigen Angriffe der Franzosen in der Gegend von Albert nordöstlich Compiègne bei Sonain und Berthez wurden unter schweren Verlusten für sie abgeschlagen. Im westlichen Teile der Argonnen nahmen wir einige Schützengräben, östlich der Argonnen, nordwestlich und nördlich Verdun, wurde ein französischer Angriff zum Teil unter schwersten Verlusten für die Franzosen zurückgewiesen.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz ist die Lage in Ost- und Westpreußen unverändert.

In Polen stehen unsere Truppen in heftigen Kämpfen um die Bura und dem Rawkaabschnitt. In vielen Stellen ist der Uebergang über diesen Abschnitt schon erzwungen.

Auf dem rechten Ufer der Pilica steht der Kampf der verbündeten Truppen noch.

Oberste Heeresleitung, Wolff-Büro.

Breschmitteilung, 22. Dezember, mittags.

In den Karpathen wird nahe südlich des Gebirgskammes im Gebiete der Flüsse Razy- Uglatorca und Ung gekämpft. In Galizien gingen die Russen gestern wieder zum Angriff über, ohne jedoch durchdringen zu können. Namentlich am unteren Dunajec hatten sie schwere Verluste. An der Nida und im Raum südlich Tomaszow entwickelten sich kleinere Gefechte. Die Kämpfe im Vorfelde von Przemyśl dauern fort.

Der Stellvertreter des Chefs
des Generalstabes.
von Hoefler.

Kämpfe zur See.

Ein französisches Unterseeboot zum Sinken gebracht.

Berlin, 23. Dezember. (W. T. V.) Aus Wien wird nach ämtlicher französischer Quelle gemeldet, daß das französische Unterseeboot Curie durch Strandbatterien, ohne selbst zum Angriff gekommen zu sein, zum Sinken gebracht wurde; die Besatzung wurde gefangen genommen.

Das Unterseeboot 12 griff am 21. und 22. d. M. eine aus 16 großen Schiffen bestehende französische Flotte in der Straße von Otranto

an, torpedierte das Flaggschiff (Typ Courbet) zweimal, traf beide Male. Die hierdurch entstehende Verwirrung in der feindlichen Flotte sowie die Nähe einzelner Schiffe, hoher Seegang und unsicheres Wetter verhinderten das Unterseeboot sich über das weitere Schicksal des torpedierten Schiffes zu verschaffen.

Das Ende des belgischen Königreichs.
Noch 40 Quadratkilometer.

Berlin, 20. Dezember. Die „Vossische Zeitung“ meldet: Das belgische Königreich ist am 15. Dezember bis auf 40 Quadratkilometer in deutschen Händen. Von 29,456 Quadratkilometer sind 29,416 in deutschem Besitz.

Belgrad von den Oesterreichern freiwillig geräumt.

Wien, 20. Dezember. Vom südlichen Kriegsschauplatz wird ämtlich gemeldet vom 15. cr.: Die durch die notwendig gewordene Zurücknahme des eigenen rechten Flügels geschaffene operative Lage, ließ es ratsam erscheinen, auch Belgrad zunächst aufzugeben. Die Stadt wurde kampflös geräumt. Die Truppen haben durch die überstandenen Strapazen und Kämpfe wohl gelitten, sind aber vom besten Weite befeht.

Die Neugruppierung der österreichischen Streitkräfte auf dem serbischen Kriegsschauplatz.

Graz, 20. Dezember. Gegenüber den Gerüchten, welche über die Neugruppierung in Serbien verbreitet werden, bemerkt der Wiener militärische Mitarbeiter der „Grazener Tagespost“: In Serbien nehmen unsere, der Neugruppierung geltenden Bewegungen ihren Fortgang, ohne daß es den Serben bisher gelungen wäre, sie empfindlich zu stören. Wir wissen, daß die Serben in der durch Natur und Kunst starken Stellung zwischen Krangelovac und Gorni Milanovac etwa 50,000 Mann Besatzung herangezogen haben. Die einleitenden Kämpfe westlich dieser Gruppe gaben unserer Führung Anhaltspunkte für eine Aenderung unseres Operationsplanes. Aufklärungen durch Flieger und Detachements konnten in diesem stark bewaldeten Gelände und gar im undurchdringlichen Schleier der Vegetationen nicht volle Klarheit bringen. Sie mußten daher durch Kämpfe angeleitet werden.

Die Kämpfe um Czernowitz.

Budapest, 23. Dezember. Die Zeitung „Uz Sz“ teilt über die Kämpfe um Czernowitz folgendes mit: Nach der freiwilligen Räumung von Czernowitz seitens der Russen hatten die Oesterreicher vorteilhafte Positionen besetzt. Die Russen bewahrten mehrere Tage Ruhe, worauf sie wieder zur Offensive übergingen. Eine russische Abteilung marschierte von Czernowitz am Sevez zu befehen, mußte jedoch unvariieter Sache zurückzuziehen. Ebenso eine andere Abteilung, die Stancuznez erobern wollte. Gegenwärtig ist Czernowitz wieder in den Händen der Russen.

Zur Beschiczung der englischen Küste.

Der ämtliche englische Zeitungsdienst von Boldhu behauptet bei der Meldung über den Vorstoß der deutschen Kreuzer gegen die Ost-

Weihnacht des Kriegsjahres 1914.

Wilde England, daß weder Scarborough noch Heligoland besetzte Plätze seien, und fährt dann weiter fort, daß die deutschen Schiffe ihre Geschosse ausschließlich auf Kirchen, Gasthöfe und Wohnhäuser gerichtet und somit die Vereinbarungen der Haager Konvention übertreten hätten.

Weder die erste Behauptung noch die zweite Unterstellung betrifft, wie das „B. Z.“ meint, ist Scarborough ein besetzter Platz, und in Heligoland wurden nur die Küstenwacht- und Landbatterien beschossen, was völkerrechtlich vollkommen zulässig ist, da es sich hier um eine bei feindlichen Kriegsführung dienende Anlage handelt. Von einer Übertretung der Haager Konvention, wie der Bericht glauben machen will, ist daher keine Rede.

Weder Glauben im Ausland, für das der Döbber-Bericht doch ausschließlich zugeschnitten ist, wird auch die Meldung finden, daß die Engländer außer den Verlusten an Menschenleben nur die Geschwindigkeit zu bedauern haben, mit der sich die deutschen Schiffe beim Beschießen englischer Torpedobootzerstörer zuweilen bewegen haben, und daß es unmöglich er scheint, die deutschen Schiffe zu bewegen, sich mit den englischen in der Nordsee in ein Gefecht einzulassen. Von der deutschen Wucht nach der englischen Küste und zurück führt der Weg zweimal quer durch die Nordsee, da man in den letzten sechs Wochen deutsche Kreuzer zweimal an der englischen Küste gesehen hat, was den Engländern viermal die Gelegenheit gebietet, mit den Deutschen in der Nordsee zusammenzutreffen.

Die Zeitung „Poli tiken“ meldet aus London: Der merkwürdige Mitarbeiter des „Daily Chronicle“ äußert sich folgendermaßen: „Das englische Volk wird natürlich fragen, wie es nur möglich sei, daß ein deutsches Geschwader über die Nordsee segelt, offene Städte bombardiert und ohne jede Rücksicht die Bürger von am Meere gelegenen Städten niederzuschlagen könne! Der Gedanke an unsere Herrschaft über das Meer löst ja im Bewußtsein jedes englischen Mannes, und doch sehen wir, daß der schreckliche Feind fortgesetzt angreift. Nun muß aber daran erinnert werden, daß die Herrschaft über die See niemals eine vollständige sein kann, da unsere Blockade über die deutschen Küsten nicht von einer berartigen Beschaffenheit ist, wie wir sie in früheren Zeiten in den Kriegen, die England führte, anzuwenden pflegten. Daher darf der letzte Angriff der Deutschen uns weder überraschen noch beunruhigen. In diesen langen dunklen Nächten ist es gänzlich unmöglich für unsere Flotte, zu verhindern, daß einzelne deutsche Kreuzer mitten in der Nacht- und Nebelzeit verlassen und gänzlich unerwartet bei Tagesgrauen in Sicht unserer Küste kommen. Was aber die Hauptsache ist, die Abwägung des Feindes kann sofort zur Kenntnis unserer Flotte, sobald er sich nähert. Es standen ihm nur zwei Wege offen, nämlich, entweder nach seinem Heimatshafen zurück zu flüchten, falls er dies umstände war, oder sich in einen Kampf mit uns einzulassen.“

Die Polizei von East Riding in Yorkshire gab bekannt, daß die Patrouillen Befehl haben, auf alle Personen zu schießen, die Lichtsignale geben, oder Licht zeigen, das von der See aus gesehen werden kann.

Der „Corriere“ meldet aus London: Mehrere Dampfer sind an der Küste von Yorkshire auf Minen gestoßen. Man zählt schon 18 Opfer, sechs davon vom schwedischen Dampfer „Stenmark“, der in drei Minuten unterlief.

O Nacht, in der vor neunzehnhundert Jahren Durchlichter Himmelsboten heil'gen Mund Den Hirten, die noch spät im Felde waren, Das „Frieden auf der Erde“ wurde kund.

Doß ach, der Frieden ist von uns gewichen, Den jene Engel uns bereinst gebracht, Das helle Licht ist wiederum verblühen, Das himmlisch strahlte in der heil'gen Nacht.

Dem furchtbar färbt im grauen Kriegsgetümmel Das Schwert die harre Erde blutig rot, O, schick ein tausendfach Gebet zum Himmel, In welchem weilt ein ewig gut'ger Gott.

Erschüttert hebt die Welt in bangem Schauer, Und dem Gemüt droht fast're Geistesnacht; Ein schneidend Weß' eint sich mit düst'rer Trauer, Bild tobt des Kampfes unheilvolle Macht.

Manch' Herze bricht vor Schmerz im stummen Jammer, Indes manch' weher Schrei die Welt durchgellt, Es zieht das Leid durch Fürstenschloß und Kammer, Weil jäh der Tod so reiche Ernte hält.

Der Dampfer „City“ rettete die übrige Mannschaft. Die „City“ sah während des Rettungs werkes den Dampfer „Prinzessin Olga“ und einen anderen nicht erkannten auf Minen schießen. Die Mannschaft des ersteren wurde gerettet. Die Admiralität hat zeitweilig die Schifffahrt in jener Meereszone verboten.

Französisches Militär nach Serbien.
* Wien, 23. Dezember. Aus Saloniki wird mitgeteilt: Ueber Saloniki werden aus Frankreich große Mengen Munition, Lebensmittel, sowie Geschütze nach Serbien geschafft. Vor drei Tagen traf der Kreuzer „Waldeck Rousseau“ in Saloniki ein, der französische Soldaten und Offiziere landete, die sich sofort nach Serbien begaben.

Die französischen Kriegskosten.
Genf, 23. Dezember. Vollständig rekonstruiert verhält die Finanzkommission der französischen Kammer sich zur Finanzvorlage, die für die erste Jahreshälfte 1915 achteinhalf Milliarden weit übersteigende Kredite fordert. Es gilt schon heute als sicher, daß Finanzminister Ribot, dessen Deckungsvorschläge höchst gewagte Ziffern aufweisen, Schatzbons in weit höherem Betrage als den vorgesehenen von zwei Milliarden ausgeben wird. Bestimmt sind die parlamentarischen Vertreter kleinstädtischer Kreise, weil die Anwendung des Einkommensteuer-Ergänzungsgesetzes, das die Schwerreichen treffen sollte, neuerlich verschoben wird.

Blockade der Dardanellen.
* Basel, 23. Dezember. Laut einer Meldung aus Athen werden die Dardanellen von einer englisch-französischen Eskadre blockiert.

O send' herab, Du ewiger Erbarmter, Den Friedensengel sende doch herab, Wo fern den Seinen traurig weilt manch' Armer, Dem morgen, ach, vielleicht schon winkt das Grab.

Erscheine doch, Du Friedenshort, hiermieden, Tritt Deinen Rundgang auf der Erde an Und tröste sanft mit Deinem Himmelsfrieden Dort, wo kein Erdenrost mehr trösten kann.

O, schau Dir an der Massengräber Kette, Wo manchen Lappere den Tod ereilt, Beleuchte hell mit Deinem Schein die Stätte, Wo manche Mutter heut' im Geste weilt.

Tritt ein, wo noch vor Monden froh die Gatten Im Kreis der Lieben waren eng vereint, Verbanne mitleidsvoll den düst'ren Schatten, Dort, wo ein Bruder um den Bruder weint.

O, komm' herab, auf daß es helle werde, Es leuchte wiederum der Weißen Stern, Und ruf' uns zu ein: „Friede auf der Erde, Den Menschen Wohlgefallen nah und fern!“

Eduard Käpf er.

6 Dreadnought (4 englische und 2 französische) 7 Kreuzer (4 englische und 3 französische) 2 französische Minenboote, 8 englische Torpedojäger und 4 französische Torpedoboote und mehrere Unterseeboote halten die Blockade unter dem Kommando eines französischen Admirals.

Neue 50.000 Mann indischer Truppen.
* Basel, 23. Dezember. Wie die „Baseler Nachrichten“ mitteilen, sind in Marjelle weitere 50.000 Mann indischer Truppen angekommen. Die Mehrzahl der Truppen sind Gebirgsjäger, die das Winterklima gewöhnt sind.

Bittgottesdienste in Frankreich.
Paris, 21. Dezember. In ganz Frankreich fanden Bittgottesdienste für die verbündeten Armeen statt. In der Notre-Dame-Kirche amlierte Kardinal Amette. Ueberall nahmen Behörden sowie die früher antiklerikalen Kreise an diesen Veranstaltungen teil.

Aussöhnung Frankreichs mit dem Vatikan?
Paris, 21. Dezember. Der „Säcolo“ in Mailand verbreitet, die mittlerweile auch in deutsche Blätter übergegangene „Morg. Duchsne“ pflege vertrauliche Verhandlungen mit dem Kardinalstaatssekretär zwecks Annäherung einer Aussöhnung mit dem Vatikan. Die Verhandlungen sollen auch durch einen mit dem französischen Botschafter Barrere befreundeten Kardinal unterstützt werden.

Zu dieser Sache erfährt das „Internationale Nachrichten-Bureau“:
Daß Frankreich sich seit Monaten bereits bemüht, mit dem Vatikan wieder geordnete Verhältnisse anzubahnen, ist richtig. Nicht rich-

tig hingegen ist, daß diese Bemühungen über bloße Duldung hinausgegangen sind. Eine ähnliche Aussöhnung würde der Vatikan nur begrüssen, doch hat man in Rom das bestimmte Gefühl, daß Frankreich nur seiner materiellen Interessen wegen Verständigung mit der Kurie sucht. Im anderen Falle müßte die französische Regierung mit bestimmten Garantieschritten an den Vatikan herantreten. Alle bis herigen „Verhandlungen“ sind jedoch nur der Initiativen einzelner wohlmeinender französischer Katholiken entsprungen.

Man kann aus dieser anscheinend aus guter Quelle stammenden Mitteilung herauslesen, daß man im Vatikan allen französischen Abietungsverfuchen gegenüber sehr zurückhaltend ist, daß man diese Versuche nur zu gut durchsicht. Der Vatikan verlangt Garantien für die Zukunft, zu solchen wird sich aber die französische Regierung, in der die radikalen Elemente noch immer den Ton angeben, nicht verstehen können.

Beschließung der Dardanellen.
* London, 22. Dezember. Wie aus Rom gemeldet wird, haben die Engländer bald nach dem Versinken des türkischen Kreuzers „Meschidje“ drei Reihen Minenperren durch spezielle Schiffe besetzt und auf diese Weise die Dardanellen für die Einfahrt in die Meerenge auf einer bedeutenden Strecke frei gemacht. Die englische Eskadre begann dann auch sofort mit der Beschließung der Fests, die bereits ununterbrochen seit 24 Stunden dauert.

Frankreich anektiert Tunis.
* Rom, 22. Dezember. Wie die „Correspondenza“ aus fester Quelle meldet, beabsichtigt Frankreich binnen kurzem Tunis zu anektieren.

Eine Seeschlacht?
* Christiania, 22. Dezember. Wie vom Dschibouti gemeldet wird, wurde am 19. Dezember nachmittags auf dem Meere aus der nördlichen Richtung Kanonendonner vernommen, der anfangs stark, später schwächer wurde. Nach viertelstündiger Unterbrechung erneuerte sich die Kanonade.

Griechenland und der Dreiverband.
* Konstantinopel, 23. Dezember. Die griechische Regierung gestattete England und Frankreich die Errichtung einer Station für drahtlose Telegraphie auf der Insel des Archipels. Die türkische Presse betrachtet diese Maßnahme als Neutralitätsbruch Griechenlands.

Mobilisierung in Rumänien?
* Bukarest, 22. Dezember. Der Außenminister wandte sich mit einem Rundschreiben an alle Polizeipräfecten und forderte sie auf, den rumänischen Unterthanen im Alter von 17 bis 46 Jahren keine Rasse ins Ausland auszusenden.

Der Vormarsch der Türken zum Suez-Kanal.
* Rom, 23. Dezember. Laut einer Meldung des „Mattino“ befinden sich die türkischen Truppen und die Beduinen 15 Meilen vom Suezkanal entfernt.

General Wladyko bei Lody gefallen.
* Petrograd, 23. Dezember. Wie die „Nowoje Wremja“ meldet ist in den Kämpfen um Lody der General Wladyko gefallen, der sich in dem japanischen Kriege bei Port-Artur ausgezeichnet hatte.

Kleines Feuilleton.

Weihnacht.

Von
Sulla Windmüller.

„Stille Nacht, heilige Nacht“, ertönt es aus vielen hundert Stellen der andächtigen Gemeinde, welche dichtgedrängt das Schiff der letzten Dorfkirche füllt. Bis auf die Gutsheerröcke sind sie alle vollzählig. Deren verlassener Maß gähnt wie in stiller Trauer in die allgemeine freudige Erwartung hinein und mit sorgsam stummer Frage hängt manches Auge an der Tür, die zu den Kirchstühlen führt. Wer-ten sie kommen?

Die Tür bleibt geschlossen, und die Erinnerung an manchen vergangenen Weihnachtsabend zaubert den Dorfbewohnern ein blondes, schönes Weib und einen schlanken, energisch aussehenden Mann auf die leeren Plätze; zu jeder Seite sitzen ihnen blühende Kinder, die mit schauer Ehrfurcht dem Wort des Priesters lauschen und mit ihren frischen Stimmen in den Chor einfallen.

Wo bleibt die geliebte und verehrte Herrschaft?

Dieser Schnee umhüllt das kleine Gotteshaus und breitet eine warme Decke über die Stätten der Toten, die friedlich im Schutze der Kirche schlummern. Die hellerleuchteten Kirchenfenster schimmern aus dem Dunkel der aufbrechenden Nacht hervor und grüßen aus der

ferne einen Einsamen, der die heiße Stirn an das kühle Fenster seines Bibliothekszimmers preßt und in stummer Verzweiflung die Hände ringt. Auch ihm malt die Vergangenheit liebliche Bilder, dieselben, die auch die Gemeinde in der Erinnerung festhält. Stöhnend sinkt er in den Sessel. Warum mußte das sein?

Horch! ein Wagen?
Ach nein, es war der Wind, welcher durch die Wipfel der Bäume fährt und die gewaltigen Ästern zu brechen droht.

Suchend gleitet sein Blick über den stillen Friedhof, um die geliebte tote zu grüßen. Aber er kann nichts erkennen; der weiße Mantel, der so friedlich über die Erde gebreitet ist, blendet ihn, und er muß die Augen schließen.

„Nicht einmal das!“ murmelt er in verbissenem Groll.
Mit einem heiligen Ruck erhebt er sich und reißt seine kräftigen Glieder.

Wo sind die Kinder?
In selbstschuldigem Schmerz hat er garnicht an die Kleinen gedacht, und nun macht er sich bittere Vorwürfe; sie entbehren ja auch so unendlich viel. Mit festen Schritten durchheilt er die Halle, um nach dem Kinderzimmer zu gehen. Unterwegs stolzt aber plötzlich sein Fuß, die Tür steht offen und er lauscht. Er verdirgt sich hinter einer Säule und überhaut seine kleine Schaar mit zärtlichen Blicken. Es ist ein liebliches Bild, welches sich ihm bietet. Auf dem Schoß seiner 18jährigen Grete sitzt der kleine Walter, welcher eifrig damit beschäftigt ist, einen Pfefferkuchenmann mit seinen scharfen Zähnen zu bearbeiten. Die Zwillinge liegen beide mit aufgestützten Ellbogen auf dem Bauch und verfolgen mit gespannter Aufmerksamkeit

den Lauf einer kleinen Lokomotive. Ada, das Nesthäkchen, kriecht auf dem Fußboden umher und versucht fortwährend das Interesse der beiden Brüder von der Lokomotive auf sich zu lenken.

„Hat Mama nun auch einen Tannenbaum oben beim lieben Gott?“ fragte Walterchen.
„Kann sie da so viel davon naschen, wie sie will?“ rufen die Zwillinge und verlassen mit neugierigen Augen ihr Spiel, um von der Schwester darüber zu hören: „Der Herr Pastor sagte neulich im Kinder Gottesdienst Mama schließe jetzt einen langen Schlaf, aus dem sie kein Mensch aufwecken kann, nur der liebe Gott. Ist das wahr?“

„Wenn der liebe Gott fürchtbar doll baller, baller macht mit die Wolkens, wagt sie denn auch nicht wieder auf?“ fragt der kleine Walter und schmiegt sich ängstlich in die Arme seiner Schwester. „Garnicht neit von liebe Gott, daß er unser Mamachen weggenimmt hat!“ schluchzt er plötzlich.

Diebstehend fährt Gretes Hand über den geliebten, kleinen Krauskopf, und während ihr die heißen Tränen über die Wangen laufen, zieht sie die Kinder in ihre Arme.

„Wir wollen ein Lied singen,“ schlägt sie vor, wie wir es immer am heiligen Abend mit der Mutter taten, und dann erzählte ich euch eine Geschichte.“

Leise, mit verhaltenem Schluchzen beginnt sie das traurige Weihnachtslied, und die Kinder singen.

Dann erzählt sie:
„Es war einmal eine liebe Mama, die hatte 5 Kinder und einen lieben, lieben Mann. Die lebten so glücklich miteinander, so glücklich! Da nahm ihnen eines Tages der liebe

Gott die Mama fort, als sie sehr, sehr krank war. Als die Kinder weinten und nach der Mutter verlangten, sprach der liebe Gott zu der Aeltesten: „Nun mußt Du die Mutter sein und für die Kleinen sorgen und sie zu tüchtigen Menschen erziehen. Wirst Du das auch können?“ Da jammerte das Mädchen und schluchzte; „Ach, lieber Gott, ich bin selbst noch so jung, gib mir Kraft, damit ich es kann.“

Da wurde plötzlich aus dem lustigen, übermütigen Mädel ein ernster Mensch, und mit Liebe übernahm sie die Pflichten, die der liebe Gott auferlegt hatte. Und wist ihr auch, Kinder, von wem ich Euch erzählte?“

„Ich weiß es,“ sagte der 10jährige Carl. „Du bist unser liebes Mütterchen jetzt, und wir sind Deine Kinder. Wir haben Dich so lieb,“ beteuerte er, und da hängt auch schon die kleine Schaar an ihrem Hals und bedeckt ihr rösiges Gesicht mit Küßchen.

„Bekomme ich denn gar keinen Kuß?“ erschallt plötzlich eine tiefe Männerstimme. Schon blickten die Kinder auf den Vater, der ihnen durch die Trauer so fremd geworden. Aber Grete nimmt sie an den Händen und schiebt sie in seine Arme, der nach langer Zeit mit immerger Liebe die kleinen Gestalten immer und immer wieder an sich preßt.

„Liebes, kleines Mütterchen, durch Dich habe ich mich wiedergefunden und meine Pflichten!“ jubelt er.

„Euch soll von jetzt an mein Leben, mein Sinnen und Trachten gehören im Andenken an die geliebte tote!“

Der Mann, welcher die Kinder verstummen machte, als der Vater so unvermutet eintrat,

Die Hirten von Bethlehem.

Von
Fr. Soppe in Jarnekow.

„Stille Nacht, heilige Nacht! Hirten erst kund gemacht!“ so singen wir zur frohlichen Weihnachtszeit. Wir stehen wieder auf dem Boden der alten Davidsstadt, in nächtlicher Ruhe liegt sie da, aber sich den leuchtenden Sternenhimmel, aber auf ihren Feldern regt es sich, wie heller Sonnenschein fängt es auf ihnen an zu glänzen und zu strahlen, Gottes Heerscharen lassen sich auf ihnen nieder, und arme Hirten dürfen aus ihrem Mund die Botschaft vernehmen: „Christ, der Retter, ist da!“

Noch heute kann man am Anblick des Hirtenfeldes sich freuen, denn die Jahrtausende, die ganze Städte des heiligen Landes in Schlutt und Asche gelegt, ja die Berge und Flüsse umgestaltet haben, sind an jenem lieblichen Stück Erde spurlos vorübergegangen. Einen Hauch der Poesie hat die Natur über diese Felder ausgebreitet. Wie kühl und öde liegt die Wüste Juda mit ihren Schluchten und Tälern da, eine vorstose Steppe ohne Wasser. Aber dort an ihrem Rande blickt vor Bethlehem wird eine Oase sichtbar, wogende Saatfelder erfreuen zur Frühlingszeit das Auge, und schattige Olivenhaine grüßen zur Anhöhe herauf, es sind die Hirtenfelder.

Wie oft bin ich zu ihnen hinabgestiegen! Vom deutschen Pfarrhause aus ging es fast durch die ganze Stadt mit ihren engen, verwundenen Gassen zu dem großen, schönen Marktplatz, dessen ganze östliche Seite die Marienkirche einnimmt. An ihren altertümlichen Mauern vorüber führt der Weg ins Tal hinab. Aber wie beschwerlich ist der Abstieg. Ist es schon oben in der Stadt heiß, so steigert sich die Hitze zusehends, je tiefer man ins Tal steigt, da am Ostabhang des Gebirges ein viel milderes Klima herrscht, so daß die Blüte- und Reifezeit der Obstbäume auf den Hirtenfeldern um mehrere Wochen früher als in Bethlehem eintritt. Aber auch die Straße ist nichts weniger als bequem. In den höchsten Felsrücken ist eine schmale Rinne gehauen, in der man vorsichtig Fuß vor Fuß setzen muß, hier und da versperrt auch ein Felsblock den Weg, so daß man auf Umwegen wieder den Fußpfad suchen muß. Zur Linken tut sich ein tiefes Tal, das Wadi el Eröbbe, auf; an seinem Grund zieht sich ein weißleuchtender Streifen, die aus Kalksteinen erbauten Häuser der östlichen Vorstadt Bethlehem, hin, seine fruchtbaren terrassenförmigen Abhänge sind mit Weinreben und Feigenbäumen besetzt. Endlich weitet sich der Weg und eine breite bequeme Straße führt zu den Hirtenfeldern. Diesen Weg eilten auch einst die Hirten hinauf, um droben auf den Bergen das Jesuskind anzubeten.

Doch, bevor man zu den Feldern gelangt, hat man das unmittelbar vor ihnen liegende Hirtendorf Beit-Sabour zu durchschreiten. Es zählt mit seinen 600 Einwohnern, von denen viele Hirten sind, zu den größeren Dörfern des heiligen Landes, die meist nur gegen 100



Weihnacht.

Weisse Kloden, Silberkloden
Tanzen sich müd,
Süße Kloden, Sonntagsglocken
Singen ihr Lied.

Gelbe Fenster, goldne Fenster
Rot in der Reich.
Mondgespenster, Lichtgespenster
Sufzen vorbei.

Junge Kinder, kleine Kinder
Träumen vom Baum,
Alte Kinder, müde Kinder
Weinen im Traum
Marie Scholl.

Seelen haben. Seine Hirten stehen meist in Dienst reicher Bethlehemiten, nur wenige haben eigene Herden. Aus diesem Dorf stammten gewiß auch die Hirten der ersten Weihnachtsnacht.

Freilich darf man sich von ihnen keine allzu idealen Vorstellungen machen. Die Leute von Beit-Sabour sind meist grobe, ungehobelte Gesellen, die sich keines anten Lummens erfreuen. Die Nähe der Wüste, in der die räubrischen Beduinen ihr Reich haben, hat gewiß auch schon zu Jesu Zeit demoralisierend auf die Bewohner gewirkt, und zumal die

Hirten, die in ähnlicher Weise wie die Söhne der Wüste den größten Teil des Jahres in ungebundener Freiheit auf den Feldern und den sie umgrenzenden Bergen zubringen, haben fast ganz ihr Naturell angenommen.

Auch das Hirtendorf bietet wenig Anziehendes. In der Ebene gelegen, entbehrt es schon der malerischen Lage, durch die das benachbarte Bethlehem in so hohem Maße ausgezeichnet ist, vor allem aber macht der Ort mit seinen ärmlichen, schmutzigen Wohnungen einen verwarlosten Eindruck. Eine regelmäßige Dorfstraße gibt es nicht, vielmehr führt eine

enge, unregelmäßig verlaufende Gasse, in der zuweilen kaum zwei Menschen aneinander ausbiegen können, durch den Ort. Eine Anzahl von den würfelförmigen, schmutzgrauen Häusern, die meistens nur ein bis zwei Zimmer enthalten, ist ins Feld in malerischer Unordnung hineingebaut, denn der Orientale liebt die regelmäßige Straßenflucht nicht, schon, um vom Nachbar nicht belästigt zu werden, und in Ermangelung einer Baupolizei baut er sich an, wo es ihn gerade gut dünkt. Und welche ein Schmutz ist in diesen Häusern und vor ihnen angehäuft! Die Hausfrauen gießen und schütten eben wie überall im heiligen Lande die Abfälle einfach auf die Straße, so daß unter der heißen Sonne zuweilen ein unerträglicher Geruch sich zu entwickeln beginnt. Und es würden geradezu die Gesundheit gefährdende Zustände eintreten, wenn nicht die in verschwenderischer Fülle vorhandenen Ratten und die im Morgenlande so zahllosen herrnlosen Hunde unter dem Schleier der Nacht mit den aufgespeicherten Vorräten aufräumen würden.

Einen großen Vorzug hat jedoch das Hirtendorf, seine Bewohner sind, mit Ausnahme nur weniger Muslime, Christen. So hat denn der Geburtsort Jesu wie das auf seinen Feldern liegende Hirtendorf eine christliche Bevölkerung, und in der Weihnachtsnacht klingen über Tal und Berg die Weihnachtsglocken. Die überwiegende Mehrzahl gehört der griechisch-katholischen Kirche an, die freilich ihre Glieder oft in halbem Heidentum läßt. Vor allem verdient ihre Schule, in der von ungebildeten Lehrern nur geringe Erfolge erzielt werden, Tadel, wenn auch seit einem

Jahrzehnt von Seiten der Russen, die überall im heiligen Lande Klöster und Schulen bauen durch die Gründung einer Mädchen- und wenigstens für die weibliche heranwachsende Jugend Stufe gesorgt ist. Auf entschiedene höherer Stufe steht die kleine Gemeinde der „Lateiner“, wie die römisch-katholischen Christen im Lande genannt werden. Ihre Schule, in der von barmherzigen Schwestern Unterricht erteilt wird, sowie ihre freundliche Kapelle liegen am Eingang des Dorfes, sich günstig von ihrer äußeren Umgebung abhebend. Aber auch wir Evangelischen haben seit einigen Jahren eine kleine Gemeinde, deren Glieder früher der griechisch-katholischen Kirche angehörten. In einem soliden, geräumigen Schulgebäude, das dank der opferwilligen Tätigkeit des sächsischen Jerusalemvereins erbaut ist, werden etwa fünfundzwanzig Knaben und ebensovielen Mädchen unterrichtet und sonntäglich wird hier bis zum Bau einer mit dem Schulgebäude in Verbindung stehenden Kapelle von unserem arabischen Evangelisten Gottesdienst abgehalten, der fleißig auch von den Katholiken besucht wird, so daß berechtigte Hoffnung für eine weitere Zunahme unserer Gemeinde trotz aller Anfeindungen von Seiten der „Griechen“ vorhanden ist.

Gleich hinter dem Dorf beginnen die durch die heilige Geschichte so denkwürdig gewordenen Felder. Bei ihrer Fruchtbarkeit gedeiht alles, was man auf ihnen pflanzt. Weizen und Gerste, Feigen und Aprikosen, Gemüße und Oliven bringt der Boden in verschwenderischer Fülle hervor. Und dort, wo das Erdreich un-

löste sich schnell, und mit tausend Liebesworten und Fragen besänftigen sie den so lang Entbehrten.

Da geht Grete mit leisen Schritten und unbemerkt hinaus.

Plötzlich öffnen sich die Türen und herein bricht ein heller Schein. Mit wundervollem Lichterglanz erstrahlt der Tannenbaum, und Grete sitzt am Flügel und singt das alte Lied:

„Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all!“
Nachdem der letzte Ton verklungen ist, zieht sie den Vater in die Stube der Mutter. Heute zum ersten Male betritt er wieder das traute Gemach, in dem sie manche weisevolle, unvergessliche Stunde verlebte. Begernd tritt er näher, er kann sich nicht gleich dazu entschließen. Aber eine energische, kleine Hand hält die seine fest umschlossen und führt ihn vor eine Staffelei, die mit einem Tuch bedeckt ist.

„Mein Weihnachtsgeschenk für Dich,“ sagt Grete mit rührender Einfachheit und zieht den Vorhang fort.

Stumm blickt er in die geliebten Züge der Verstorbenen, die so lebenswahr ihm entgegenblühen.

„Kind, Kind, wer hat Dich das gelehrt?“ flammelt er endlich nach langem Schweigen.

„Die Mutter!“

„Die Mutter? Ach, sie ist ja nicht tot! sie ist noch bei uns, sie weilt geistig in unserer Mitte, ich fühle es, sie erlebt in ihren Kindern ihre Wiedergeburt.“

„Ich Tor, der ich Euch so lange in ohnmächtigem Schmerz mied. Ich danke Dir, mein Weib, für das, was Du mir gabst in meinen Kindern!“

„Und nun sollen die Kleinen die Mutter sehen. Kommt herein, Kinder, und singt noch einmal, der Mutter Lieblingslied.“

„Stille Nacht, heilige Nacht.“

Und Friede auf Erden den Menschen.

Weihnachtsstizze aus dem Bergmannsleben von
Th. Vohren.

Festlich geschmückt und bliglant war alles in der Wohnung des Bergmanns Anton Hübscher. Frau Julie stand in der geräumigen Wohnstube und betrachtete stillvergnügt das Werk ihrer Hände. Tannenduft durchzog den gemühtlichen Raum, Tannengrün schmückte die Wände und auf dem großen, runden Tisch in der Mitte des Zimmers stand ein prächtiger Christbaum, der bis zur Decke hinaufreichte. Solch einen Christbaum hatte es in der Familie Hübscher noch nie gegeben, es war nur immer ein sehr bescheidenes Bäumchen gewesen, diesmal jedoch war nach Frau Hübscher Ansicht der schönste Baum gerade gut genug, denn das diesjährige Christfest sollte zugleich ein Gedenkfest und ein Dankfest sein, ein Dankfest für die wunderbare Errettung ihres Mannes, der bei der großen Grubenkatastrophe in Gerthe im verstorbenen Sommer verunglückt war.

Genie noch überließ sie ein Schaudern, wenn sie zurückdachte, wenn sie daran dachte, wie plötzlich der Ruf laut wurde: „Schlagende Wetter auf der Zeche Lothringen!“ Wie sie ging und stand, mit mehlfesttaubter Schürze und feigebalteten Händen war sie davon-gelassen. Mit angstfühltem Herzen und zitternden Knien rannte sie wie gepötscht — nur fort, nur hin auf die Zeche Lothringen, wo ihr Toni weilt, ihr Mann, der Vater ihrer Kinder — vielleicht schon verflümmelt, tot? Nur fort, nur fort, nur zu ihm!

Sie wußte nicht, wie sie sich nach Gerthe gekommen war, sie hatte nichts in Erinnerung

von all den Nebenumständen, sie dachte, sie fühlte nur das einzig eine: Toni! — Ganz laut hatte sie nach ihm geschrien in das allgemeine Chaos hinein. Ihr Schrei verhallte, vermischte sich mit dem Wehklagen und Jammern der Ungeglückten, die hier alle den Eingang der Katastrophe ans Tageslicht befördert wurden. Wie durch einen Schleier sah sie die bleichen, schreckverzerrten Gesichter der Geretteten, die mit zitternden Gliedern mithalfen bei der Bergung ihrer armen Kameraden. Sie sah die händeringenden Frauen, Mütter und Kinder, die ihre Männer, Väter und Söhne suchten gleich ihr — sie sah von Grauen geschüttelt, die verflümmelten Körper, die erstarrten Gesichter der Toten, darunter manch Liebes, ihr bekanntes; sie hörte die Erkennungsschreie der Angehörigen und sah, wie diese sich über die Verunglückten stürzten. Sie mußte so viel schauen und hören des Grausigen, Jammervollen, bis ihr die Sinne schwanen und sie bewußtlos hinfiel. Frauen von glücklich Geretteten hatten sie mitleidig abseits geführt und gelabt und sie dann nach überwundener Ohnmacht geküßt und begleitet zu der furchtbaren Stätte, wo die Todesopfer hingelegt wurden. Sie zwang sich tapfer zur Ruhe, als aber ihre Blicke hinglitten über diese verflümmelten Leichen, diese regungslosen Menschenleiber, da fühlte sie, daß sie es doch nicht vermochte, jeden Einzelnen ins Auge zu fassen. Später, später sollte, mußte sie es tun, wenn sie ihren Mann nicht fand unter den noch lebenden Verletzten und Bewußtlosen. „Mein Gott, hab' Erbarmen!“ flehte sie. Und ihr Flehen wurde erhört. Klein war das Gäßlein dazwischen, die wie durch ein Wunder dem Tode entkommen waren.

Schon von ferne sah sie Tonis hellblondes Haar leuchten, und mit einem Freudenschrei war sie zu ihm hingestürzt. Er lag mit geschlossenen Augen — wachsbleich war sein Gesicht und blau die halbgeöffneten Lippen. Aus einer großen

Wunde an der linken Kopfseite sickerte das Blut, seine Hände, zu Fäusten geballt, lagen auf der Brust, die sich schwer atmend hob und senkte.

„Er lebt! Er lebt!“ Anders konnte sie vorläufig nicht denken. Sie kniete zu ihm hin, strich ihm das feuchte Haar aus der Stirne, flüster ihm zärtliche Worte ins Ohr und lieb seine Schläfe und Pulse so lange, bis Leben in seine starren Züge kam, und seine zuckenden Augenlider sich langsam und schwer hoben. Sie beugte ihr Angesicht tief auf das seine herab und merkte, daß er sie erkannt hatte. Seine Lippen bewegten sich, aber müde fielen seine Augen wieder zu. Da lag er nun, der starke, robuste Mann, hingeworfen, gebündigt, schwach wie ein Kind. Aber er lebte, lebte, im Besitze seiner Arme und Beine, unverflümmelt — es konnte ja alles wieder gut werden.

Sie erhob sich rasch, denn einer von den Ärzten, die sich um die Kranken rundum bemühten, kam nun auch an Toni heran. Sie warf einen fragenden, sehenden Blick auf ihn und faltete ihre bebenden Hände. Lange Minuten verstrichen, denn der alte Herr machte die Untersuchung gründlich. Nachdem er die Kopfwunde verbunden hatte, nickte er ihr zu: „Na, na, nur Mut Frauen, es wird wieder werden!“ Geben Sie Ihrem Mann Wein zu trinken.“ Und ehe sie ihm noch ein Wort des Dankes sagen konnte, war er schon zum nächsten Patienten geeilt.

„Es wird werden, es wird werden!“ Wie das Dicklat einer Uhr klangen ihr die tröstlichen Worte immer wieder ins Ohr. Langsam flößte sie ihm einige Tropfen von dem rasch herbeigeholten Labetrunk ein. Er schluckte ihn gierig hinunter und sie merkte mit hoher Freude, daß ihm nach und nach das Bewußtsein zurückkam. Die Hände öffneten sich und er schlug die Augen auf, diesmal mit weniger Anstrengung. Ein unsagbares Dankgefühl

Sehnt ist, kreuzt in der Frühjahrszeit ein herrlicher Wunderteppich das Auge, vor allem stehen die „Stellen des Feldes“ durch ihre blutrote Farbenpracht das Auge auf sich. Jed' blüht aufblühende Vögelstimmen, eine Seltenheit im Lande, lassen sich hören, überall steht man Leben und rastlosen Fleiß. Nach der Ernte, die für die Gerste bereits Ende April beginnt, sind die Felder wie die sie umsäumenden Bergabhänge auch den Winter hindurch, der dort nicht so eilig wie bei uns antritt, vielmehr bei oft wiederkehrenden Regengüssen von milderer Gemütsart ist, von zahlreichen Herden besiedelt. Futter finden die Tiere immer auf ihnen, besonders die langohrigen schwarzen Ziegen, die zumeist an den felsigen Abhängen mit ihrem jungen Laub Nahrung finden, aber auch die breitschwänzigen Schafe haben auf den Feldern und Bergabhängen genügend Gras. Hindweh steht man nicht auf ihnen, da es an Wiesen fehlt.

Wie oft habe ich dies Bild von Hirten und Herden auf den Hirtenfeldern vor mir gehabt, ein Bild, so alt wie das Land selbst, das ähnlich wie die Schweiz bei seinem Mangel an großen Flächen die Bevölkerung auf Viehzucht lenkt. Gewöhnlich sucht der Hirte vor den steilen Sonnenstrahlen unter einem Dolchbaum oder Felsvorsprung Schutz, nur in den Bergen, in denen ein Tier sich leicht versteigen oder von Raubtieren angefallen werden kann, hält er sich in nächster Nähe der Herde auf. Es sind dies ja folglose Tiere, die keiner scharfen Aufsicht bedürfen, sie hören seine Stimme und folgen ihr; „einen Hund, der Schafe und Ziegen zusammenhält, hat er nicht, nur während der Nacht zur Bewachung des Lagerplatzes nimmt man seinen Dienst in Anspruch. Das Hirtenleben verläuft nichts weniger als einseitig. Der Orientale ist ein Meister der Redekunst, und fleißig wird sie auch von den Hirten, die untereinander gute Kameradschaft halten, ausgeübt. Ist er allein, so singt er mit eintöniger Stimme auch hinter der Herde seine Lieder, die oft einen religiösen Inhalt haben. So sang auch einst David hier seine Psalmen zu Gottes Ehre. Auch ist er ein Liebhaber der Musik. Sein Instrument ist eine einfache Rohrflöte, aus ein oder zwei Stäben bestehend, die mit Löchern durchbohrt und an der Spitze mit einem Mundstück von geringerem Durchmesser verschlossen werden, die eine Seite ist durchgeschnitten, um Vibration hervorzuufen.

Da der Hirtenberuf ein sehr ärmtlicher ist, wenn auch durchaus kein mehrerworbener — noch heute halten ihn die Töchter des Stammesoberhauptes unter den Beduinen für vereinbar mit ihrer Würde wie einst zu Zeiten der Erzväter — so ist auch die Hirtentracht eine äußerst bescheidene. Arme und Füße sind meist bloß, ein weißes oder verblühtenes farbiges Tuch, das mit einer Schnur um den Kopf befestigt ist, schützt ihn gegen Regen und Sonneneinstrahlung, und über das blaue, bis zu den Knöcheln herabhängende Hemd ist ein schwarzgestreifter Mantel aus grober Wolle gelegt. In seiner Hand trägt er eine starke eichene Keule oder einen Knüttel, dessen länglichrundes, dieses Ende von eingeschlagenen, schweren Eisenkugeln starrt, eine furchtbare Waffe in

der Hand eines starken Mannes. Denn, wenn es auf den Hirtenfeldern auch nicht mehr wie zu Davids Zeiten gegen Löwen und Bären zu kämpfen gilt, so haben die Hyänen und Schakale der benachbarten Wüste doch immer noch eine große Vorliebe für die weichen Herden, auch fehlen die Beduinen nur zu gerne das eine oder andere Tier.

Während die Ziegen meist den ganzen Tag über ihre Nahrung suchen, verbringen die weniger widerstandsfähigen Schafe ein gut Teil des Tages, vor allem die heißen Mittagsstunden, an einem schattigen Ort, besonders lieben sie die zahlreichen um die Felder gelegenen Höhlen der Kalksteinhügel. Diese Höhlen sind nun die Herden der Weihnachtsgeschichte, die mit den hölzernen Gärten unserer Heimat nichts anderes wie den Namen gemeinsam haben. Sie dienen Hirten und Herden auch während der Nacht zum Aufenthaltsort, da die Entfernung von den Weidplätzen zu den heimatischen Ställen oft sehr groß ist, auch diese selbst im Vergleich zu den geräumigen Höhlen nur eng und klein sind.

In solch einer Kalksteinhöhle, die zugleich gegen räuberische Angriffe einen vorzüglichen Schutz bietet, lagerten auch die Hirten der Heiligen Nacht mit ihren Herden. Diese haben sich im Hintergrund der Höhle zusammengebrängt, vorne am Eingang, nur durch eine kleine Mauer von ihnen getrennt, liegen die Hirten an ein hellstachelndes Feuer, die einen in tiefem Schlummer, die anderen wachend. Plötzlich vernehmen sie in der Stille der Nacht ein wunderbares Klängen und Singen, sie schauen hinaus auf das so dunkel vor ihnen liegende Feld. Doch: was war das? Ein Glitzern und Leuchten gleitet über das Feld dahin, erschreckt fahren sie empor und werden die schlafenden Gefährten. Immer heller und heller wird's draußen; da stürzen sie entsetzt hinaus, hinein in die Weihnachtsheerlichkeit!

Noch heute will man jene Hirtenhöhle zeigen. Inmitten einer Gruppe uralter, von sorgsammer Hand gepflegter Dolchbäume, deren Stämme hohl und rissig sind, liegt eine Felsenhöhle. Ungefähr zwanzig Stufen führen zu einer unterirdischen Kapelle hinab, auf deren Boden man bei Kerzenlicht Spuren eines Mosaikbodens aus dem Mittelalter erblickt. Ob der Ort wirklich historisch ist, läßt sich nicht entscheiden. Dazu sind der Höhlen zwei, und die Weihnachtsgeschichte selbst gibt keine näheren Anhaltspunkte.

Aber hier oder in der Nähe am Rande der Wüste werden einst die Engel den Hirten erschienen sein. —

Lokales.

Sold., den 25. Dezember.

Weihnachtsgedanken.

Mat. 2, 1—14. Maria gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Bindeln und legte ihn in eine Krippe, denn sie hatten keinen Raum in der Herberge.

Mit diesen schlichten, einfachen Worten erzählt der Evangelist das Wunder der heiligen

Weihnacht, das kühnlich große göttliche Geheimnis, in das die Engel gelüftet zu schauen seit Jahrtausenden, und deswillen die Menge der himmlischen Heerscharen damals jubelte: „Ehre sei Gott in der Höhe“, und wir heute wieder singen: Dies ist der Tag, den Gott gemacht.

Und mit Recht, denn schlicht und einfach wie seine Geburt ist sein ganzes Leben. Der Krippe, in der er geboren, entspricht das Kreuz, an dem er gestorben; die armseligen Windeln, in die ihn seine Mutter wickelte, den Kleibern, die ihm die Kriegskreuzer vom Leibe rissen, bevor sie ihn geißelten und töteten.

Aber gerade an dieser Krippe und diesen Windeln sollten ihn die Hirten damals erkennen, und sie sind noch heute das Zeichen auch für uns. Arm und niedrig war er damals, als er geboren; aber dennoch ein König, ja der König aller Könige, der Herr in der Stadt Davids, der König und Herr, von dem der Allmächtige durch den Mund seines Knechtes David gesprochen: Ich habe meinen König eingeseht auf meinem heiligen Berge Zion. Damit diese Weissagung in Erfüllung gehe, muß der Kaiser Augustus das Gebot der Schatzung ausgeben lassen; damit dieses Kind in der Stadt Davids geboren werde, muß sich die ganze damals bekannte Welt bewegen, und bewegt sich der ganze Himmel mit Freuden. Vom Himmel herab leuchtet mitten in dunkler Nacht ein helles Licht zu Ehren des Kindes in der Krippe; die Bewohner des Himmels werden Gerolde seiner Geburt und singen ihm das Wiegenlied.

Und auch heute sind's die Krippe und die Windeln, die es unzähligen antun, die sonderlich die Armen und Niedrigen und die Kleinen, die Kinder zu diesem Kinde hingehen, die Tausend und Abertausend, ja Millionen und Abertausend Millionen, sonderlich am lieben Weihnachtsfeste mit unserem Luther anbeten lassen: Der Sammet und die Seide dein sind nur grob Heu und Windelein, darauf du König, so groß und reich, herprangst, als wär's dein Himmereich.

Läßt auch uns nicht fehlen in solchem Chore. Läßt uns vielmehr mit einstimmen in den Jubelgesang der himmlischen Scharen und aller frommen Christen von der Krippe und den Windeln, und sonderlich in diesen festlichen Tagen nicht müde werden zu singen und zu sagen: Ich steh an deiner Krippe hier, o Jesu, du mein Leben. Ich lag in tiefster Todesnacht, du wurdest meine Sonne. Ich setze dich mit Freuden an und kann mich nicht satt sehen.

Vom Tage.

Friede auf Erden!...

Nun ist er da der heilige Abend!... Zügellos war stets das Sehnen und Verlangen der Jungen und Alten nach diesem Abend, an dem die Glocken so lieblich tönten und den seligen Weihnachtsfrieden kündeten. Tagelang zuvor waren Eltern damit beschäftigt, die Tannen mit Äpfeln, Nüssen und dergleichen zu schmücken und die verschiedensten Geschenke an ihre Plätze zu legen. Und als

der heilige Abend kam, da standen sie alle, Eltern und Kinder, unter dem opulenten Christbaum und lachten in froher Erwartung der kommenden Bescherung. Goldes Glänze erhellte die Herzen, als die Kleinen bekannte Lieder von der Geburt unseres Erläunders sangen, und beim Klänge der leuchtenden Kinderstimmen stahl sich so manchem unwillkürlich eine Träne in die Augen. Alsdann wurden vom Knecht Ruprecht die Gaben ausgeteilt. O, wie strahlten da die Augen der Kleinen in dankbarer Freude zu ihren Eltern, der Klang der kochenden Herzen war gar nichts dagegen; wie heftig waren wiederum die Eltern beim Anblick ihrer beglückten Kinder! Der Jubel konnte heiderseits keine Grenzen. Nur ungenügend trennten sich unsere Lieblinge von ihrem Spielzeug, wenn Mutter das Zeichen zum Beginn des Festmahls gab.

Das Menck am Weihnachtsfestabend war gewöhnlich recht mannigfaltig. Nach dem man den wohlgeschmeckenden Speisen und Getränken ziemlich stark zugeproben hatte, wurde dann noch das schöne Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht“ gesungen, worauf man sich zur Ruhe begab. Am ersten Weihnachtsfeiertage verließ man in aller Frühe die Lagerstätten. Während die Älteren in die Kirche strömten, saßen die Kleinen daheim auf dem Fußboden und probierten die ihnen vom Christkind geschenkten Spielsachen. Da gab es immer eine wahre Kagenmusik: Fröhlich schlug aus Leibeskräften auf seine Trommel ein, Heinz blies die Trompete, Fränzchen spielte Mundharmonika, Etchen entlockte ihrer Puppe, Papa- und Mammause, Lieschen setzte ihren „wirklich belenden“ Hund in Bewegung und sofort. Dazwischen klang das Jauchzen der entzückten Kinderchor. Allmählich aber flaute der tolle Jubel ab, und als die Kirchenglocken zu Mittag läuteten, da verstummte das Konzert gänzlich. Das war so echter Weihnachtszauber!...

Heuer liegt indes die friedlose Welt in grünem Kampf. Das Zischen und Pfeifen der Geschosse, das Marmeln und Raumen der Kampfsenden, das Stöhnen und Schreien der Verwundeten erfüllt die Luft und überdönt das Glockengeläute in den nahen Kirchen. Es ist, als hätte die Hölle im grünigen Streit wider die Menschlichkeit den Sieg davongetragen. Wie viele tausend blutige Wunden werden von den Maschinengewehren in wenigen Sekunden geschlagen, wieviel tapfere Krieger wie Lehren dazugebracht; wieviel gesunde Leiber werden von den plägenden Schrapnells in Stücke gerissen...

O, ihr armen Mütter, deren Söhne in den Kampf fürs teure Vaterland gezogen sind, ihr armen Witwen, ihr bedauernswerten Waisen! Hat auch eure Herzen ein Liebesstrahl erhellt, wurde auch euch Licht, Frieden, Trost und Glück zuteil? Und ihr treuen Bräute, habt ihr von dem Geliebten wenigstens einen Weihnachtsgruß erhalten?

Glücklich sind diejenigen, deren Angehörige die tobringende Kugel bisher nicht getroffen hat! So sagen machen... Aber die gewitter-schweren Wolken, die sich in unserem Lande entladen, sind noch nicht vorübergezogen, sobald noch tausende unserer Landsmänner ihr Leben auf dem Schlachtfelde lassen werden.

durchzog ihre Brust und sie sah ihn an mit wehmütvoller Freude. „Du wirst leben, gesund werden, uns erhalten bleiben“, flüsterte sie ihm zu und schmiegte ihre Hand in die seine. Sie fühlte einen leisen Druck, er hatte sie verstanden.

Plötzlich leuchteten seine Augen auf und seine Lippen umspielte ein Lächeln, ein freudig stolzes Lächeln, ganz eigen, ganz eigen. Er schaut sah sie nach der Richtung hin, nach der sein Auge blickte. Da stand ein Mann, hoch aufgerichtet, mit ernstem Gesicht und warf mit leidvoller Blicke in die Runde. Es durchfuhr sie — das — das war ja der Kaiser, der Kaiser — unser Kaiser Wilhelm! Wie kam der Kaiser hierher? Sie deckte minutenlang die Hand über die Augen — sie mußte sich sammeln. Jammer, der sie in so kurzer Zeit befallen, hatte alles andere Denken in ihr ausgelöscht und nun kam ihr in Erinnerung, daß der Kaiser doch nahe war heute. Zu dem großen Fest war er gekommen, das aus Anlaß der Hundertjahrfeier der Krupp'schen Werke in Essen abgehalten wurde und an dem das ganze Ruhrrevier regen Anteil nahm — und so, so mußte es gestört werden! Gewiß hatte der Kaiser, nachdem die Schreckenstunde zu ihm hergezogen war, das Fest abgebrochen, um hierher zu eilen an die Stätte des Jammers. Er hatte sich nicht geschaut, mit eigenen Augen all das Grauenhafte zu schauen und sich berichten zu lassen über die Einzelheiten der entsetzlichen Katastrophe. Sie sah, er sprach mit einigen Vergleichen, die dem Tode entkommen waren und nickte den schwergeprüften Angehörigen verunglückter Bergmänner mitleidend zu.

Wie ein Wunder hatte in dem allgemeinen Abend die kaiserliche Teilnahme gewirkt und diese, unaussprechliche Dankbarkeit in den Herzen wecken, die daran teilgenommen. Ja, wie ein Wunder war's gewesen! Tief ergriffen war sie wieder hingesunken neben ihrem Manne, und was sie früher nicht gekonnt, das

konnte sie jetzt — heilende, befreiende Tränen weinen. Wie ein Wunder war's gewesen, das hatte später auch ihr Toni gesagt und sagte es noch heute. Die Blicke des Kaisers hatten ihn aus halber Ohnmacht erweckt, die Freude über des Kaisers Teilnahme war das beste Heilmittel für ihn gewesen.

Wohl hatte ihr Toni wochenlang zwischen Leben und Tod geschwebt, aber ihrer Liebe, ihrer aufopfernden Pflege in der sie ihre beiden Kinder kräftig unterstühten, war es gelungen, ihn dem grauen Sennenmann abzugeben. Lange, lange hatte die Resonanzgeden gedauert, aber dann siegte seine kräftige Natur und er kam wieder zu seiner vollen Gesundheit. Seit einigen Wochen handhabte er schon fleißig das Faustel und freute sich jeden Tag neu seines Lebens. Körperlich war er wieder der Alte, aber seelisch war er ein Anderer geworden, ernster und zugleich weicher, nachgiebiger, und darüber freute sie sich am meisten.

Fran Julie fuhr empor aus ihren Erinnerungsträumen. Wahrhaftig, da hatte sie wieder die Zeit verdammt, die so wertvolle, jetzt zu Weihnachten doppelt kostbare Zeit! — In der Küche war ihre 16jährige Ganne, fleißig beim Brezelbacken, so wie sie dem Vater am besten schmecken, mit viel kleingebackten Mandeln und dacht mit Vanillezucker bestreut. Und in der Kammer lagte ihr 14jähriger Lenz die letzte Hand an einen hübschen Bilderrahmen, den er für Vater geschnitten hatte und in dem Kaiser Wilhelms wohlgetroffenes Porträt Platz finden wird. Sie hat das Bild extra aus Berlin kommen lassen — das wird eine Freude werden! Der Bub' war so geschickt, den Spruch hier hat er auch mit Goldbuchstaben auf blauem Grund gemalt, der soll nun noch am Gipfel des Baumes befestigt werden, der schöne Spruch: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind“. Ja, ja, der Friede war nebst der Gesundheit doch das kostbarste

Gut der Familie. In einem Hause, in dem der Friede weilte, war auch das Glück. Das empfand sie jetzt in tiefster Seele — jetzt, denn es war nicht immer so gewesen im Hause Hübscher. Toni hatte früher ein herrliches, rechtshaberisches Wesen gehabt und es war unsagbar schwer, den Frieden mit ihm aufrecht zu erhalten. Wohl hatte sie meist nachgegeben, aber immer war es auch nicht möglich. Viel viel hat sie schon gekittet und erduldet deswegen, denn ihre Ermahnung: Halte Friede, hab' guten Willen nützte nichts. Der gute Wille, ja, der gute Wille, an dem hat es ihr früher immer gefehlt, und der ist doch die Hauptsache, ohne den kein Friede, nur den Gutwilligen wurde der Friede verheißen. Vergleiche sind im allgemeinen ein friedliebendes Volk, denn wenn schon auf der Erde wenig Friede zu finden ist, muß er doch in der Erde haften. Jetzt war Toni gutwillig, Gott erhalte ihn so; er war ein besserer Mensch geworden nach dem Unglück auf der Besse Kohzinzgen.

Indes Frau Julie saß, ging der, mit dem sich ihre Gedanken so eifrig beschäftigten, gewöhnlichen Schrittes seiner Behausung entgegen. Er trug verschiedene Päckchen unter dem Arm und sah von Zeit zu Zeit mit frohem Schmunzeln darauf nieder und dachte dabei: „Wie wird Julie sich freuen über die Schwarzseidene Schürze — und Hannie über das hübsche Buch mit den Bergmannsliedern, und erst gar der Lenz über den Werkzeugaften! Der Bub bastelte ja immer an etwas herum und brachte nicht alles so zustande, wie er wollte, mit seinem primitiven Werkzeug. Na, kommendes Frühjahr begann bei ihm auch der Ernst des Lebens, da kam er ran zum Grußmann werden wie ich und wie Vater und Großvater war!“

Toni Hübscher wurde von allen Seiten begrüßt, und so manches „Glück auf!“ wurde ihm zugerufen. Ei ja, sein Glück war eben

jetzt, er konnte es nicht leugnen, und wenn er so nach rechts und links ausblickte, dann erst recht nicht. Monate waren vergangen seit dem Schlaumatter in dem Unglücksnacht. Lange stand auf den Tageländern der Besse die Fahne auf Halbmaße. Aber die Wunden, die das Wetter geschlagen hatte, waren nur zum Teile verharzt, viele, viele standen offen und bluteten immer wieder neu. Da gabs Witwen und Waisen und Krüppel, — arme, verarmte Kameraden, die gleich ihm frisch und munter an jenem Unglücksstag das Faustel schwanzen und sich dabei eines pfeifen. Er war gesund geworden und konnte sich des Lebens freuen, konnte wieder arbeiten, und sie waren bergfertig für immer. Er hatte alle Ursache, dem Herrgott dankbar zu sein. Er wollte es auch sein und wollte das halten, was er sich damals, in der entsetzlichen Stunde in der er bewegungslos im Finstern lag, gelobte. Ja, damals! Er war abnungslos eingefahren und fleißig an der Arbeit gewesen — da hörte er plötzlich einen furchtbaren Knall, ah hier und dort gelobliche Flammen züngeln und ehe ihm noch recht zum Bewußtsein kam, was geschah war, verpürte er einen heftig schmerzenden Schlag auf dem Kopf, der ihn hinrißte und ihn bewegungslos machte. Alles, was er im Leben gesündigt hatte, fiel ihm ein in der Zeit, in der er körperlich und seelisch elend, am Boden lag, gefoltert von Angst und Sorge, in der er leidend unter Schmerzen den Tod erwartete. Ja, da hatte er sich zugeschworen, ein besserer Mensch zu werden, wenn es ihm noch einmal vergönnt sein sollte, das Tageslicht zu schauen. — Von da an mußte er nicht, was weiter mit ihm geschah war. Dann kam die lange, böse Zeit seines Krankenlagers, in der er erst recht die Liebe der Seinen kennen gelernt hatte, und heute, heute, konnte, durfte er sich freuen, heute hieß es, durch die Nacht des Unglücks zum Lichte der Weihnachtsferien. — — —

Erstreckt sich aber die erbarmungslose Hand des Krieges nur auf das Militär, werden nicht auch friedliche Einwohner dahingerafft? Abgehoben von den in die Städte und Dörfer einschlagenden Schrapnells, die eine ganze Anzahl von Menschen töten und viele andere, die nur ihre nackte Leben retten können, durch Bestörung ihre Habe an den Bettelstab setzen, droht den Bewohnern der unmittelbaren Kampfzonen liegenden Ortschaften auch noch eine andere, nicht minder entsetzliche Gefahr: Typhus, Tuberkulose, Cholera u. a.

Es ist allen wohl bekannt, wie unsere Industrie darunter leidet, daß infolge des Krieges der Handel mit Manufakturwaren gänzlich lahmgelegt ist. Die Folgen dieser traurigen Situation machen sich schon jetzt fühlbar. So wurde bereits in einigen Fabriken, die anfangs ihren Arbeitern und Arbeiterinnen Unterhaltungen in Bargeld oder in verschiedenen Lebensmitteln gewährten, die Verabfolgung derselben eingestellt. Auch das Bürgerkomitee ist infolge Ausbleibens der Unterhaltungsgegenstände kaum noch imstande, die Notleidenden zu unterstützen. Zudem wird der Frost immer rauh, und der Vorrat an Lebensmitteln verknappst immer mehr zusammen. Was Wunder, wenn die Zahl der infolge Hunger und Kälte erkrankenden Personen täglich wächst.

Dies sind die Gedanken am diesjährigen Weihnachtsfeste! Und wie gestalten sich unsere Wünsche? Sind es denn überhaupt Wünsche? Nein, es ist nur ein Wunsch, der alle Menschenherzen erfüllt, und der heißt: Frieden! Der Friede ist eben das höchste Gut der Völker und Staaten! Darum gibt es auch nur eine Weihnachtsfeier für die gesamte Menschheit, das ist — die Hoffnung auf baldigen Frieden!
Richard Krause.

Der Krieg in Russlands Industrie.

Über die Lage der russischen Industrie während des Krieges macht die Zeitung „Riesch“ einige recht interessante Angaben auf Grund einer Enquete, deren Ergebnisse allerdings recht mager sind. Diese vor dem Verbands der russischen Fabrikanten gemachten Feststellungen betreffen nämlich nur 152 Unternehmungen mit 124.000 Arbeitern des Moskauer, Warschauer und des Südost-Industriegebietes, aber aus ihren Angaben erkennt man klar, welchen gefährlichen Stos der Krieg der russischen Industrie versetzt hat.

Im Moskauer Bezirk haben 80 v. H. der Unternehmungen ihren Betrieb vermindert, 4 v. H. die Arbeit gänzlich eingestellt und nur 16 v. H. arbeiten in normaler Weise weiter. Von der Arbeitererschaft der angegebenen Bezirke war bis zur Erhebung der Umfrage etwa ein Sechstel militärisch eingezogen. Die Lage der russischen Industrie hat sich seitdem zweifellos erheblich verschlechtert.

Denn erstens ist England, nach der Sperrung der Dardanellen und der Bereisung des Hafens von Archangel von der Welt so gut wie abgeschnitten und ist außerstande, die für viele Industriezweige benötigten Rohmaterialien zu erhalten, zweitens muß der innere Markt stocden, da die Kaufkraft der Bevölkerung, die im wesentlichen auf dem Export der landwirtschaftlichen Erzeugnisse beruht, der durch die Spolierung des Landes verhindert ist, mit jedem Tage weiter erlischt, und drittens sind die wichtigsten Industriegebiete in Kongresspolen bereits in deutschen Händen, wodurch z. B. auch die Industrie des Warschauer Bezirks stillgelegt ist.

War das ein Jubel!
„Aber nein, die schöne Schwarzseidene!“
„Wie ist dir nur das eingefallen, Mann?“
„O, das prächtige Buch, Vater, das hab ich mir schon längst gewünscht!“
„Gut mal, gut nur, ein Nobel ist auch dabei — eine Flack — und eine Weißgange, ein Hammer, ein Bohrer, und dies noch und das! Herrlich, wie großartig!“ Und Lenz umarmte seinen Werkzeugkasten und tanzte mit ihm im Zimmer herum. Der Jubel war allgemein.
„Nein, Kinder, die Freunde! Den Wilhelm hast extra aus Berlin kommen lassen? Na, na, du Verschwenderin!“
Die Verschwenderin lachte.
„Den Namen hast Du ganz allein gewünscht, Junge?“
„Ja, Vater, ganz allein.“
„Und die Brezeln hast Du ohne Mutters Hilfe gemacht, Panne?“
„Ganz ohne Hilfe für Dich, Vater, laß Dir's schmecken!“
So ging's fort.
Dann wurden alle stille und schauten nur immerzu in die dunkelblauen Lichter.
Jedem hing seinen Gedanken nach.
Frau Julie fühlte ihre Hand erfaßt.
„Du, Julie,“ flüsterte es nahe an ihrem Ohr. „Den Spruch da droben hast Du gut angebracht, er fällt einem ordentlich in die Augen, ich muß ihn immer wieder lesen: „Und Friede den Märchen auf Erden, die eines guten Willens sind.“ Das ist wahr und wahrhaftig, seit ich guten Willens bin, ist der Friede etagefertig in unser kleines Heim, und er soll nie, nie wieder durch mein Verschulden daraus schwinden. Das, gelobe ich Dir heute am Weihnachtsabend, so wie ich mir's selbst gelobe, in jener unglückseligen Stunde auf der Beche bringe.“

Die Zahlen der Enquete des Vereines der russischen Fabrikanten, die wir weiter unten mitteilen, werden also zweifellos heute bereits eine wesentliche Verschlechterung erfahren haben.

Zur Zeit der Umfrage arbeiteten von den oben erwähnten 152 Unternehmungen 10 Maschinenfabriken in normalem und 10 in halbem Betriebe, während 2 die Arbeit gänzlich eingestellt hatten. In halbem Betriebe arbeiteten ferner 16 chemische Fabriken, 6 Holzschneidmühlen, 5 Tabakfabriken und 11 Zerpilzfabriken. Geschlossen waren 3 chemische Fabriken, 8 Schneidmühlen, 5 Bierbrauereien und 2 Baumwollspinnereien.

Der Hauptgrund für die Einschränkung des Betriebs war meist Mangel an Rohmaterial. Für einige Fabriken war auch die Abnahme der Nachfrage und die Schwierigkeit im Absatz die Veranlassung zur Einschränkung des Betriebes. Beide Schwierigkeiten haben, wie wir oben nachgewiesen haben, noch ganz erheblich zugenommen und gewinnen dauernd an Ausdehnung.

Die Lage der russischen Industrie muß daher durchweg als ungünstig bezeichnet werden; die rapid steigende Arbeitslosigkeit, die durch das Arbeitsangebot der staatlich unzureichend unterstützten Frauen und Töchter der Reservegruppen noch vermehrt wird, dokumentiert dies in bedrohlichem Maße ganz im Gegensatz zu den Verhältnissen in Deutschland mit seinem starken inneren Markt, wo die Arbeitslosigkeit bereits auf ein Minimum gesunken ist und noch dauernd im Abnehmen begriffen ist.

Von der Fürsorge für notleidende Kranke.

(Eingefandt).

Krieg . . . Hungersnot . . . schwere, jurchbare Geißeln der Menschheit in der Hand des Allmächtigen! Wer ergründet die Tiefe des namenlosen Herzeleidens, welches schon allein durch diese Plagen über den Erdenpilger gekommen! Gestellt sich aber zu Krieg und Hunger noch Krankheit hinzu, dann ist der Leidensfeld voll, übervoll! Welch' ein Jammer in den Hütten der Armen, wenn nichts, aber auch absolet gar nichts, für den in Schmerzen Daliegenden getan werden kann. Wie schrecklich, wenn der Kranke von Hungernden; durch Entbehrungen geschwächt umgeben ist, die keine Hilfe, keine Linderung dem Leidenden bieten können. Bilder menschlichen Jammers tun sich da auf, die so erschütternd sind, daß man sie nie, nie wieder vergessen kann. — Wie froh ist man aber andererseits, wenn es einem ermöglicht ist in solcher Zeit ungeheuren Glends das Licht der Liebe und der Hilfe den Verarmten bringen zu dürfen. In dieser glücklichen Lage befinde ich mich gegenwärtig bei Leitung der Krankenfürsorge für unsere Gemeinde.

Nur mit innerem Jagen bin ich an die Organisation dieser Liebesarbeit herangekommen. Denn in einer Zeit, wo so oft an die Opferfreudigkeit der Mitbürger appelliert wird, hat man fast nicht mehr den Mut zu bitten und immer wieder zu bitten. Und doch: ganz über alles Erwarten, hat der Herr dieses Werk der Liebe unter den Kranken gesegnet. Mit einigen Krankheitsmittagen fingen wir an. Jetzt ist die kleine Liebesarbeit zu einem stattlichen Baum herangewachsen unter welchem bereits hunderte Leidender Linderung und Erquickung finden. Es wird vielen Freunden dieser Liebesarbeit gewiß eine freudige Ueber- raschung sein zu hören, daß wir gegenwärtig bereits 739 Kranken, Krüppeln, Greisen usw. täglich helfen können! Gott sei Dank! — Ich selbst dachte nicht, daß sich dieser Zweig der Nächstenliebe so wird entwickeln können. Und noch wird die Zahl derer, die unsere Hilfe erbitten von Tag zu Tag immer größer und dürfte wohl bald das erste Tausend überschreiten. Vielleicht gelingt es uns auch dann noch weiter zu helfen und auch in diesem Umfange den Notleidenden während der Kriegszeit beizustehen. Gott, der uns bisher so wunderbar geholfen, wird auch weiterhin mit uns sein. — Wir unterstützen gegenwärtig: 91 Wöchnerinnen, 81 Lungentränke, 20 Podenfränke, 17 Scharlachfränke, 79 Rheumatische, 21 Herzfränke, 49 Magenfränke, 17 Halsfränke, 35 Typhusfränke, 20 Ruhrfränke, 4 Wasserfränke, 12 Epileptiker, 8 Sichtfränke, 16 Krüppel, 73 Greise, außerdem 156 Familien, bei denen die Not besonders groß ist 74 Flüchtlinge u. s. w. Welch' eine Unsumme menschlichen Glends liegt doch in diesen trockenen Zahlen, besonders wenn man bedenkt, daß all' diese unglücklichen Kranken nicht einmal ein Stückchen Brot im Hause haben und niemand von den Angehörigen im Stande ist, ihnen in irgend einer Weise Erquickung zu bringen. Wie oft haben Mütter, welche bei mir ihr krankes Kind anmeldeten, mit Tränen in den Augen gesagt: „Ach, wenn ich doch meinem kranken Kinde wenigstens Milch oder Juckwasser geben könnte!“ Wie schön ist es in solcher Not dann helfen zu können. Kein Wunder, daß gerade diese Hilfe von den Angehörigen der Kranken und den Kranken selbst besonders gemietet wird. Da kommt zu mir ein Knabe und bedankt sich für das gute Essen, welches er während der Krankheit erhalten, da bringt eine Frau, welcher wir während ihrer Krankheit geholfen, als Dankopfer

sechs wunderschöne, selbst angefertigte weiße Tücher für Arme und zeigt auf diese edle Weise ihre Dankbarkeit. Des öfteren durfte ich schon der Dankbarkeit gerade bei dieser Liebesarbeit begnügen. Ich erwähne das deshalb, um es den vielen Freunden der Krankenfürsorge um so nachdrücklicher zurufen zu können: eure liebevolle Gesinnung, eure Wohlthaten an den Kranken tragen edle Früchte. . . werdet daher nicht müde auch weiterhin das gute Werk zu unterstützen!“ Was könnte ich überhaupt tun, wenn mir nicht viele, viele Gemeindeglieder so treu zur Seite stehen würden? Da sind es die Herren Ärzte und Feldschere, die auf jede Bitte hin bereitwillig, völlig interessenlos, die Kranken besuchen und oft dabei die weitesten Wege machen müssen: da sind es die Helferrinnen, welche die Mittage fast aus allen Gegenden der Stadt unermüdet zusammenbringen und den Kranken hinstellen; da steht die „fliegende Kolonne“ so freundlich und arbeitsfroh auf ihrem Posten, die sofort, noch an demselben Tage, jeden angemeldeten Fall genau untersucht, damit kein Mißbrauch der Wohlthätigkeit vorkomme. Strecken müssen da bei diesen Untersuchungen täglich zurückgelegt werden. . . Da sind die Wohlthäter mit ihren einmaligen oder auch monatlichen und ganz besonders wöchentlichen Spenden, denen wir es in erster Linie zu verdanken haben, daß unsere Arbeit immer noch nicht, trotz der großen Anforderungen, zusammengebrochen ist, im Gegenteil größer werden konnte. Dort Damen aus der Gesellschaft, die Tag für Tag für eine größere Anzahl notleidender Kranken sorgen lassen. . .

Ihnen allein ist es zu verdanken, daß die Arbeit so fröhlich geleitet. Und heute als am Weihnachtsfeste ergreife ich die Gelegenheit, all' den Vielen innigst zu danken, die bisher geholfen haben. Unser Heiland, dessen Geburtsfest wir feiern, segne euch Alle mit seinem Erbarmen! Zum Schluß die Bitte: bleibt weiter treu der Krankenfürsorge! Ich weiß ja: die Zeiten werden immer ernster, es wird immer schwerer zu helfen. . . Leider. . . aber es ist so! Wer aber irgend wie kann, der entsetze uns die Hilfe jetzt nicht und wer noch abseits, von dieser Arbeit sieht und helfen könnte, komme uns entgegen! Wer Barmherzigkeit erweist, wird einst auch Barmherzigkeit von Herrn empfangen! — Zum Schluß aber sei es mir gestattet, auf diesem Wege all' den lieben Wohlthäterinnen und Mitbessern von ganzem Herzen zuzurufen: „Gott gebe euch Allen in dieser schweren Zeit ein recht gesegnetes Weihnachtsfest!“
Pastor J. Dietrich.

Weihnachtsbescherung in der Trinitätskirche. Die Weihnachtsbescherung der Gemeindeglieder nahm den hier höchsten Verlauf. Nach einem in der Kirche unter zwei Christbäumen abgehaltenen Gottesdienst fand die Verteilung der im laufenden Jahre sehr bescheidenen Weihnachtsgaben an die Armen im Konfirmandensaal um 11 Uhr früh statt. Die drückende Not von der unsre Stadt so schwer heimgesucht wird, kam auch bei der Bescherung zum Ausdruck. An den dunkel grünen Tannenzweigen brannten kleine Kerzen. Die Pakete für die Armen enthielten nichts als Schrotbrot und einige wenige Sachen, welche teils von der vorjährigen Bescherung übriggeblieben teils von unseren Wohlthätern geschenkt worden waren. Unser von der Notlage uns aufgebrungene Grundgesetz lautete: Nichts als Schrotbrot! Und wie freuten sich die Armen beim Anblick des Brotes! Wie drückten sie es an ihre Brust. Sie haben ja alle fast zwei Monaten kein Brot mehr genossen. Wie dursteten 4.800 Pfund an 1315 Arme verteilen; es entfielen somit durchschnittlich auf den Kopf 3 1/2 Pfund Brot im Werte, zusammen mit den Sachen berechnet, von 1411 Ndl. Die Wohlthäter, die uns im letzten Augenblick durch ihre Spende solche Bescherung ermöglicht haben, sind in der von uns veröffentlichten Spendenliste genannt. Auch an dieser Stelle sprechen wir ihnen nochmals im Namen der Armen unseren aufrichtigen Dank aus. Besonders aber danken wir Fel. C. Lange der Leiterin unseres Jungfrauenvereins, die allein unter Beihilfe nur einiger Jungfrauen die gesammelten Arbeiten der Bescherung geleistet hat. Ebenso dankbar haben wir die hingehende Mühe der Herrn Kirchenvorsteher, W. Methner und J. Wagner hervor, welchen wir die rechtzeitige Besorgung von Getreide und Mehl verdanken.

Die Weihnachtsbescherung im Waisenhaus fand in dem kleineren Schulsaal, nicht in dem schönen Sitzungszimmer statt, weil dieses bekanntlich in einen Krankenstall für Verwundete umgewandelt worden ist. Es hatte sich in diesem Jahre eine ungewöhnlich große Zahl von Waisenkindern unter dem Christbaum versammelt, mußte doch das Waisenhaus viele unserer erwachsenen Söhne und Töchter, die der Kriegswirren wegen ihre Stellen und ihren Verdienst verloren wieder aufnehmen, um sie während der Kriegszeit über Wasser zu halten. Der Ansprache legte Pastor Guback Psalm 103, 8—12 zu Grunde, dieser Psalm ist in der Beleuchtung des Christbaums ein recht gutes Weihnachtslied. Ganz besonders verdient er

diesen Namen zu Weihnacht 1914. Ein Weihnachtsfest wie kein zweites. Ein mit in Blut getauchtes Federgehirnenes Sah! Wie viele Menschenleben hat es verschlungen! Wie viele Heimstätten zerstört, das Waisenheim diente dem feindlichen Geschloß troffen! Kein Kind ist unversehrt geblieben; das göttliche Kind in Bethlehem verunglückt; das armenische Kind in Bethlehem Herr Himmels und der Erde ist, hat mit seinem Gut unser Waisenhaus und unsere Waisenkinder umgeben. Redner gedachte mit Schmerzen der durch die Kriegswirren dem Waisenhaus entziffenen Gänner, die nie unter dem Christbaum fehlten, seiner Erziehung den Waislichen Staatsrats von Herbst, besonders aber der Wohlthäter des Vorstandes, Frau Manufakturrat Leonhardt und dankte in diesem Zusammenhang Fr. Ebhardt, welche ihre Zeit und Kräfte dem Waisenheime widmet, wie auch den Wohlthätern mit gleichem Herrn Klutow als Senior, wie auch den Herren W. Jagler, W. Methner und J. Wagner. Die ganze Feier trug, den Umständen angemessen, ein ernstes Gepräge. Das Christbaum leuchtete zwar im Glanze des aufbewahrten vorjährigen Schmucks, doch fehlten die Weihnachtsgaben gänzlich. Es mußte so sein. Und die Kinder haben es wohl verstanden.

Allen evangelischen Glaubensgenossen, die auch in dem Notjahre nicht unterlassen haben, dem Waisenheime Gaben und Spenden zu schicken, sei hiermit herzlich gedankt. Wir drücken ihnen die Hand und wünschen ihnen ein gesegnetes Weihnachtsfest.

Die Pastoren der evangel. Trinitäts-Gemeinde.

* Geldsendungen an Kriegsgefangene nach Deutschland. Die Absendung von Geld an Kriegsgefangene nach Deutschland geschieht auf folgende Weise: Der Absender hat in der Abteilung der deutschen Feldpost, die sich in Łódz an der Przejazdstraße im Hauptpostamt in der Telegraphenabteilung befindet, ein Blankett für Geldanweisungen zu erhalten, auf dem die genaue Adresse des Kriegsgefangenen und die anzuschickende Summe in Buchstaben anzugeben ist. Diese Anweisung muß dem Stadte-Gouverneur zur Bestätigung unterbreitet werden. Die bestätigte Anweisung wird hierauf bei der Feldpost mit einer Summe in deutscher Währung eingereicht. Die Feldpost stellt über die erhaltene Summe eine Quittung aus und die Absendung ist erledigt.

* Passierscheine nach Amovica. General hat der hiesige Gouverneur zwei Passierscheine nach Amerika mit der Aufschrift: Deutschland, Holland ausgestellt.

K. Besichtigung des Gefängnisses. Gestern vormittag besuchte der Herr Gouverneur von Łódz, General-Major Gorka, in Begleitung des Kriegsrats Dr. Wegner das hiesige Gefängnis an der Miłkowska und nahm sämtliche Räumlichkeiten in Augenschein. Der Herr General wurde im Gefängnis vom Wachechef begleitet, Herrn Härtig, empfangen.

** Die Rechtssektion beim Centralkomitee der Bürgermilitär hat nach den Beratungen eine Sitzung ein, in der wichtige Angelegenheiten besprochen werden sollen.

** Polizei in Łódz. Die „Nowa gazeta Łódzka“ meldet, daß in Łódz die Militärbehörden hier am Orte eine Polizei organisieren werden.

** Zum Prozeß der Stellungspflichtigen. Wie die „Nowa gazeta Łódzka“ meldet, haben die deutschen Behörden in Posen Befehl gegeben, die im dortigen Gefängnis internierten Angeklagten im bekannten Łódzker Prozeß der Stellungspflichtigen freizulassen.

k. Schultze. Die Auszahlung an das Lehrpersonal der Abendkurse wurde vom Central-Bürgerkomitee bis zum Besuch der erwähnten Kurse durch einen Delegaten des Komitees aufgehalten.

* Mendel Weiss' türkischer Unterhosen. Der Angeklagte im Riewer Altkaufprozeß, Mendel Weiss, der in Jassa lebt, die türkische Unterhosen besitz angenommen hat.

x. Reorganisation der Sektion für Spendenanmeldungen. Am Dienstag, den 29. d. Mts., findet im Saale des Teufelsbergs (Promenadenstraße Nr. 21) um 4 Uhr nachmittags eine Versammlung der Mitglieder der Sektion für Spendenanmeldungen statt, in der die Angelegenheit der Reorganisation dieser Sektion besprochen werden wird.

x. Eine Filiale des Waislichen Telegraphenbureaus soll, wie uns mitgeteilt wird, in unserer Stadt eröffnet werden.

K. Rathhändlern sei hiermit zur Kenntnis gebracht, daß das Gouvernements Passierscheine nach Sulejow zum Einlauf von Geld, welches zum Bestimmen der Kinnsteins verwendet werden soll, verweigert.

** Von der Spaufer nach Wodowice. Die Spaufer zwischen Łódz und Wodowice ist so beschaffen, daß sie kaum befahren werden kann. Infolgedessen ist auch die Zufuhr von Lebensmitteln nach hier so beschaffen. In Wodowice zahlt man für einen Korze Weizen 18 Rubel, für einen Korze Rogge 14 Rubel, Speck steht gänzlich. Ein Korze Kartoffeln kostet 4 Rubel.

r. Ein Nissen Brot für die Armen zu Weihnachten. Da in unserer Stadt ein vollständiger Mangel an Pferdmaterial herrscht...

wowel, Gouvernement Radomsk; Nr. 6276, Wolf Selwer, ausgestellt vom Magistrat der Stadt Lodz; Nr. 67, Julianna Nowicka...

x. Vom Brennmaterial-Komitee. In der gestrigen Sitzung des Brennmaterial-Komitees unter dem Vorsitz des Herrn Korodynski wurde die Angelegenheit des Holzfalls im städtischen Walde erörtert...

r. Verhaftungen und Verstrafungen. Von der Bürgermiliz wurden folgende Personen verhaftet: Franciszka Dinitka wegen Vagabundierens und öffentlicher Nuzlosigkeit...

Spende. An Stelle von Kränzen auf das Grab des verstorbenen Julius Jilke spendete Herr Gustav Martin 5 Rbl. zugunsten der Organisation „Ein Nissen Brot“...

r. Unfälle. Im Walde an der Konstantiner-Chauffee wurde gestern nachmittag der 23 Jahre alte beschäftigungslose Arbeiter Jan Nowacki von einem umstürzenden Baum getroffen...

r. Zum Diebstahl im Seiden- und Manufakturwarengeschäft von Jankowski und Lichtmacher, Monomiejskistraße Nr. 6, aus welchem man vor einiger Zeit Seiden- und Manufakturwaren im Gesamtwerte von über 10,000 Rbl. gestohlen hatte...

r. Gefundene Wäffe. Im 3. Militärr. Konstantinerstraße Nr. 4, sind von den rechtmäßigen Eigentümern folgende gefundene Wäffe abgeholt: Nr. 187, Maiklaus Wypych...

troffen, wobei ihm das Rückgrat und die linke Hüfte verrenkt wurden. Im ersten Zustande wurde er im Rettungswagen nach dem polnischen Hospital geschafft...

* Sulejów. Schreckenstage. Am verflochtenen Donnerstag und Freitag durchlebte unser Städtchen schreckliche Stunden. Zwei Tage lang wütete eine furchtbare Schlacht...

r. Kalisch. Zur Geschäftsfrage. Die hiesige deutsche Kommandantur hat in letzter Zeit infolge der verschiedensten Spekulationen der Kaufleute und Händler die Verabfolgung von Passierscheinen nach Ostrowo, Breslau und anderen Städten Deutschlands eingestellt...

* Gzenstochau. Verschiedenes. Die hiesige deutsche Stadtverwaltung gestattete eine Lotterie zu organisieren, deren Reinertrag für städtische Bedürfnisse verwandt werden soll...

Theater, Kunst und Wissenschaft.

x. Thalia-Theater. Die vereinigten Schauspielverwaltungen während der Weihnachtsfeierstage folgende Vorstellungen: am 25. d. Mts. nachm. „Tajemnice Warszawy“...

am 25. d. Mts. nachm. „Tajemnice Warszawy“ abends „Sad Jabeiski“; am Sonnabend, den 26. d. Mts., nachm. „Stare Miasto“...

x. Populäres Theater (Konstantynowska-Strasse 10). Eine dramatische Truppe unter der Leitung des Herrn J. Gjeslowski veranstaltet während der Weihnachtsfeierstage je 2 Vorstellungen täglich...

x. Polnisches Theater (Cegielnianska Nr. 63). Während der Weihnachtsfeierstage werden aufgeführt: „Wigilia Bozego Narodzenia“, „Sroga guwernantka“, „Momus“...

x. Im Volkstheater (Przejazdstrasse 34) gelangen am Freitag und Sonnabend „Szopka polska“ von Or-of und am Sonntag „Krol Boleslaw Smialy“ zur Aufführung.

Georg Trall f. Der Lyriker Georg Trall ist in diesen Tagen in Krakau gestorben. Er starb auch im Felde, nahm das Leid auf sich, bis er es nicht mehr ertrug...

Wolff erschienen) „Gebichten“ Schritt er rasch fort von aller fortgeschrittenen Lyrik bis zu einer Synthese von Friedrich Hölderlin und Modernismus. Seine besten neuen Gebichte sollten herauskommen — da erschien der Krieg...

Die Baronin betrachtete angstvoll ihren Gatten. Er stand da und starrte die beiden halb abwesend an. Scherlin kannte sich selbst nicht mehr. Vor seinen Augen flimmerten rote Punkte...

Feuilleton.

Die Favoritin.

Roman von Ernst Georgy. (Nachdruck verboten.)

Es klopfte an der Tür. „Herein!“ rief Scherlin unwirsch. Sein Kammerdiener erschien und meldete: „Herr Randen und Baroness Irene lassen den Herrn Baron um Unterredung bitten!“...

Er blieb vor seiner Gattin stehen und legte die Hand schwer auf ihre Schultern. „Ich bin wirklich gespannt“, sagte er. „Ich hasse diesen Randen wie eine giftige Schlange.“...

„Er — er — Irene — liebt — ihn! Sei ein Vater!“

Richard öffnete die Tür und ließ das junge Paar eintreten. Irene trug ein mattblaues Kleid. Sie sah blaß aus, aber sie trug das stolze Köpfchen hoch. Ihr Antlitz zeigte einen Zug von heiterer Entschlossenheit...

„Ja, Herr Baron“, entgegnete dieser schlicht. „Ich stehe vor Ihnen als ein Bittender. Leider haben wir noch keine Gelegenheit gehabt, Herr Baron, uns durch gemeinsame Arbeit näherzutreten.“...

„Wozu die Anstrengung, wenn wir uns über unsere beiderseitigen Gefühle so klar sind?“ „Allerdings wird es mich Anstrengung kosten!“ sagte Randen unterdrückt und ballte die Faust. „Aber ich scheue sie nicht!“...

Scherlin fuhr empor und wurde dunkelrot vor Zorn: „Mehr nicht?“

„Nein, Herr Baron. Ich verzichte auf jede Mitgift und bin bereit, mit jeder Summe, die Sie nennen, in Ihr Geschäft einzutreten.“ Hier sind meine Papiere, hier die Depositscheine über die Vermögen, welche ich auf verschiedenen Banken deponiert habe!...

„Auf geschickte Weise erpeduliert. Genau so erworben, wie Sie Ihr Vermögen erworben haben! Ich bin an südafrikanischen Minen, an amerikanischen Stahl-Kupfer-Petroleum-Abenturen sehr gütig beteiligt gewesen!“...

„Ihre Frage macht meine Antwort unnötig. Sie scheinen das Unglück meiner Mutter gekannt zu haben, Herr Baron!“ „Unglück? Um! Jedenfalls wird Ihre ungläubliche Kühnheit, um die Hand der Baroness Scherlin zu werben, noch größer. Fast können Sie mir imponieren wie eine Romanfigur.“...

Dich lieben lernen um meinwillen! Gib uns Deinen Segen, Papa!“

Die Baronin betrachtete angstvoll ihren Gatten. Er stand da und starrte die beiden halb abwesend an. Scherlin kannte sich selbst nicht mehr. Vor seinen Augen flimmerten rote Punkte...

„Eher schlage ich mein Kind tot, eher verlasse ich es, als daß ich es diesem Menschen gebe!“ wütete Scherlin jetzt sinnlos wie trunken. „Irene wird Fürstin Kotscharsky, sobald Landburg Hofen wird.“...

„Mit einem dumpfen Schrei hob Randen den schweren Stuhl empor und schmetterte ihn wieder auf den Boden. Seine Geduld war zu Ende.“

Zur Verbesserung der Löwener Bibliothek. Die Verbesserung der Löwener Bibliothek hat von verschiedenen Seiten her, auch von Holland aus, den Wunsch angeregt, es möchte untersucht werden, ob nicht doch Reste der Bibliothek unter dem Schutz erhalten geblieben seien.

Die Bibliothek hat übrigens mannigfache Schicksale erlitten, Vieles war nach Brüssel abgezogen, anderes hatten die Franzosen in der Revolutionszeit nach Paris genommen. Der Umfang wurde nach dem „Centralblatt für Bibliothekswesen“ auf 280.000 Bände angegeben.

Telegramme.

Italienische Wünsche an den Fürsten Wilow. Rom, 23. Dezember. Das „Giornale d'Italia“ begrüßt den Fürsten Wilow in einem freundlichen Leitartikel, der nach einer Würdigung des glänzenden Lebensganges des Fürsten hervorhebt, daß seine Aufgabe, die freundlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien aufrecht zu erhalten und würdevoll zu verbessern, im Sturz der neuen internationalen Lage neue Probleme und neue Beziehungen schafft.

finden. Bestenfalls würde sich gewiß nicht bedrückt fühlen, wenn Männer von höchstem Verdienst Probleme von so ungeheurer Wichtigkeit wie die Beziehungen zwischen Deutschland und Italien diskutieren. Wie auch die Zukunft sich gestalten möge, sicher sei, daß die Berührung zwischen dem vielleicht repräsentativsten Manne Deutschlands und den italienischen Staatsmännern nützlich für die Klärung der Verhältnisse, die Darlegung der Anschauungen und die Lösung der Probleme sein werde.

Englische Kriegsvorbereitungen in Ägypten.

Mailand, 23. Dezember. Nach Berichten aus Kairo schwärmen die Beduinen bis auf 15 Kilometer jenseits des Suezkanals. Aus Suez kam am 11. die Nachricht nach Kairo, daß die englischen Behörden einen Aufruf an die Bevölkerung veröffentlichten mit der Aufforderung, sich nicht zu beunruhigen; etwaiges Karawenenfeuer längs des Kanals sei zum Zweck von Schießübungen angeordnet worden.

Sport und Spiel.

Keine Rennen in Frankreich 1915. Während man in Deutschland und Oesterreich-Ungarn glaubt den Rennbetrieb wieder aufnehmen zu können, scheint dafür in Frankreich wenig Aussicht zu bestehen. Ein großer Teil der bei Paris gelegenen Rennbahnen ist durch die militärische Besetzung unbrauchbar gemacht worden, und es fehlt daher an Trainingsgelegenheiten für die Pferde.

wiederholt auch in Deutschland mit Erfolg gekauft sind, hat jetzt seinen gesamten Vorrat an den Grafen Sigmund Samoyll verkauft. Wahrscheinlich dürfte es sich bei dem Verkauf nur um eine durch den Krieg bedingte Maßregel handeln.

Vermischtes.

Mexikanische Weihnachtsbräuche.

Ohne Pinata kein mexikanisches Weihnachtsfest. Wie man bei uns in der Woche vor Weihnachten auszieht, um bedächtig und mit Kunstverständnis den Weihnachtsbaum einzulassen, so erhandelt der Mexikaner auf dem Weihnachtsmarkt die Pinata nach seinem Geschmack. Diese Pinata ist 1 bis 2 Meter große Puppe, eine sonderbare Gestalt, die über ein Bambusgerüst gefertigt wird und die verschiedenartigsten Formen aufweist.

Die Auswahl in Formen ist groß, jedem Geschmack und jedem Geldbeutel wird Rechnung getragen, denn bald ist die Pinata in Gewändern von rauschender Seide gekleidet, bald bekleidet sie sich mit einem Kleide aus buntem Papier. Jede mexikanische Familie kauft zum Weihnachtstage ihre Pinata, und neben dem halb-kultiivierten Indianer sieht man den reichen Bürger, der ungeniert auf dem Rücken die große Puppe nach Hause schleppt.

Neben der Pinatas sind die „Raguales“ ein Hauptgegenstand des mexikanischen Weihnachtsmarktes. Es sind groteske, aus einem wolligen Stoffe gefertigte Tiergestalten, die einen phantastisch verzerrten Menschenkopf besitzen.

Diesen Gebilden, die an die von einer ausschweifenden Phantasie erfundenen, altmexikanischen Kunstidenten erinnern, wird vom Volksglauben Zauberkräfte zugeschrieben, und die kleinen Mexikaner, die mit diesen wunderlichen Puppen spielen, sind fest überzeugt, in ihnen einen unbesiegbaren Verteidiger gegen alles Uebel zu besitzen.

Die eigentliche Weihnachtsfeier in den mexikanischen Familien ist die altüberlieferte „Posada“. Das Wort Posada bedeutet Herberge, und der Brauch knüpft daran an, daß Maria und Joseph nach der katholischen Legende vor der Geburt des Heilandes neun Tage lang umherzogen, bis sie in der Christnacht im Stalle eine Unterkunft fanden.

Die Posada nun kann zwischen dem 16. und 24. Dezember vorgenommen werden, gewöhnlich findet sie am Weihnachtsabend statt. Rechtzeitig finden sich die Verwandten und Freunde der Angesehensten der Familie, in dessen Hause die Feier stattfinden soll, mit ihrer gesamten Dienerschaft ein. Eine Andacht wird abgehalten und es beginnt ein feierlicher, schweigender Umzug durch alle Räume des Hauses. Die Figuren der heiligen Familie werden ehr-

furchtvoll an der Spitze des Bundes getragen, und schließlich beginnen die Teilnehmer an der Feier, altüberlieferte Gebete herzusagen. Vor allen Türen des Hauses wird halt gemacht und überall bittet man um Einlaß und Aufnahme, wie es einst Maria und Joseph nach der Legende getan haben. Der Chor singt dabei: „In Gottes Namen bist ich um Obdach, mein Weib kann heute nicht weiter gehen.“ Und aus dem Hause ertönt es zurück: „Seine Herberge ist dies, ziehet von hier weiter, Ihr seid wohl Diebe, ich traue Euch nicht.“

Wieviel wiegen Militärschuhe? Diese durchaus nicht unwichtige Frage hat ein deutscher Fachblatt „American Shoemaking“ untersucht und beantwortet sie nun folgendermaßen: Die leichteste Militärstiefelbildung sind die in der englischen Marine eingeführten Kanonenschuhe: es sind Schnürschuhe, die zusammen nur 850 Gramm wiegen. Etwas schwerer sind die Schnürschuhe des amerikanischen Soldaten, die nach dem Ergebnis der Studien von Militär-Kommissionen angefertigt werden, das Paar davon wiegt 1050 Gramm. Die englischen Militärschuhe für die Infanterie wiegen 1635 Gramm, sowohl die für Europa als die in anderer Form für Indien hergestellten. Schwere sind auch recht unbehaglich die französischen Infanteriestiefel von etwa 1700 Gramm. Die Stiefel des österreichischen Infanteristen, der für die Stahlarbeit auch von der Kavallerie getragen wird, hat ein Gewicht von rund 1800 Gramm. Schwere noch ist der deutsche Infanterie-Schnürstiefel, der für alle Zwecke außerhalb der Kasernen getragen wird. Ein Paar dieser soliden Fußbekleidungen wiegt etwa 1950 Gramm. Am schwersten ist der englische Kavalleriestiefel, von dem ein Paar 2030 Gramm wiegt.

Wie die Heberfchwammungen an der Yper durchgeführt wurden. Am Sonntagabend war es wieder wunderbar still. An der Ypera und an der Yper schweben die Kanonen. An der Küste gehen einzelne Feldwagen mit hochgezogenen Rädern auf und ab, dann die Kälte ist sehr hart. Wenn die Frost ansetzt, werden wohl auf der Seite der Verdächtigten in Flandern, Nordfrankreich und in der Gegend des Bourne, dem Land der Schiffschiffhäuser, Schiffe gute Dienste tun. Die Heberfchwammungen an der Yper soll auf die Schiffe des Heberfchwammwäters zurückzuführen sein. Der Schiffschiffhäuser von Newport, der das System der Kanäle in allen Einzelheiten kennt, machte den Vorschlag, das Gebiet westlich des Stroms unter Wasser zu legen. Ein Plan wurde in moderner Weise durchgeführt. Mit Schiffe, die auf den verfallenen Eisenbahndamm zwischen Newport und Dymundon aufgestellt waren, wurden Besätze in die Flöße gelassen und die Heberfchwammung war durchgeführt. Die Schiffschiffhäuser wurde mit dem Propellerschiff ausgeglichen.

Der Baron ließ ihn erzittern: „Hüten Sie sich vor mir, Baron Scherlin!“ brüllte er. „Sie sind ein großwahnstuniger Spießhaken! Ich kenne Ihre Gesichte! Alles ist hohl, alles ist Schwindel! Der Abenteuerer, Lump und Sie! Ich weiß nunmehr, warum Sie das ganze Land bis Landburg, die ganze Küste an sich gedrückt haben! — Noch ist nicht alle Tage Abend! — Ich werde meine schwache Kraft auch gebrauchen. Wir wollen doch einmal sehen, ob ich, das Reptil, Ihnen nicht den Weg verbaun kann! Ihnen ist Ihr Größenwahn zu Kopf gestiegen! Sie müssen erst klein und demüthig werden!“

Mit kaltem Ernst wandte er sich an seine Geliebte: „Ja, Irene, ich liebe Dich! Aber entweder folgst Du mir jetzt sofort! Du bist mündig! Oder Du wartest, bis Dein ruiniertes Vater mich ansieht, ich möchte Dich heiraten!“

Scherlin lachte höhnisch auf und kreuzte die Arme: „So geh' doch, Fra!“ sagte er lachend, aber Schmerz und Wut zitterte in seiner Stimme. „Geh' mit ihm, mach' es wie Julia! Ihr seid einander wert! Geh' mit ihm, heirate den Mann, den ich hasse und verachte! Verlaß uns! Mein Fluch geht mit Dir!“

„Verteufelt, Schweig!“ jammerte die Baronin. „Weiß mein Kind!“ flehte sie zu Irene gewandt. „Jetzt, in der schrecklichen Ungewißheit kannst Du uns nicht verlassen! Warte bis Papa gestimmt hat. Warte noch und alles wird sich ordnen! Du kannst denn gütigen, edlen Papa nicht verlassen und mich nicht! Wenn Herr Randaun Dich wirklich liebt,

so wird er Deinem Vater nicht schaden, ihn nicht ruinieren wollen! Tut er das, so ist auf seine Liebe kein Verlaß!“

Alle standen von ihren Worten betroffen. Da raffte sich Scherlin auf. „Sieh, Marianne, so wenig vertraust Du mir? Glaubst Du, ich fürchte diesen Mann da? Wah! Ich bin der Baron Scherlin. Und er? Was ist er?“ Er klingelte heftig. Richard erschien.

„Richard! Dieser Herr darf nie mehr die Schwelle meines Hauses überschreiten! Sagen Sie es dem Schweizer und geleiten Sie diesen Herrn jetzt bis zur Tür!“ befahl Scherlin.

Selbst der vorzüglich geschulte Kammerdiener schreckte zusammen und wechselte die Farbe. Bögernd blickte er auf seinen Herrn und Menden.

Menden sah wie eine Leiche aus. In seinen Augen nur leuchtete etwas Gefährliches. „Leben Sie wohl, Baronesse, ich konnte nicht mehr tun, als ich tat!“

Er schritt hinaus, der Franzose folgte ihm.

Irene wandte hinaus. In ihrem Zimmer schloß sie sich ein und saß trübsinnig zusammen.

Erst nach einer Stunde war sie imstande, sich aufzurichten und bis zu ihrem Schreibtisch zu eilen. Mit zitternder Hand schrieb sie rasch folgende Zeilen nieder:

„Vertraue auf meine Frau! Mein Vater ist überbürdet und krank! So haben ich ihn noch nicht gesehen. Ich bin überzeugt, er wird alles zurücknehmen, wenn er erst wieder ruhiger ist! Du wick dem Vater

nicht schaden, dessen Tochter Du liebst! Nicht wahr, mein Berndt? Es glaubt an Dich

Deine Irene.“ Mit diesem Briefchen stahl sich die verschwiegene Anuta aus dem Hause und kam nach zwei Stunden mit der Antwort zurück. Irene erbrach den Umschlag und las erblickend:

„Sei in zwei Stunden bei mir, so reisen wir noch heute nach England und lassen uns dort trauen! Es ist möglich, daß ich dann die tödlichen Kränkungen ungerächt lasse. Meine Liebe hat mehr ausgehalten, als meine Manneswürde verdrägt. Kommst Du bis zum Abend nicht, Irene, dann nehme ich Abschied von Dir! Dann gibt es kein Glück mehr für uns beide! Denn Du müßtest den Mann verlassen, der Deinen Vater ruinieren wird! Berndt.“

„Anuta,“ sagte das junge Mädchen febernd, „jetzt verlange ich das Höchste von Dir. Schaffe Deinen Koffer, aber einen kleinen, ungeheben herbei. Wir wollen nur die notwendigsten Wäschestücke einpacken. Du trägst ihn dann durch die Seitenpforte für die Beamten zu irgend einem Wagen und fährst zu Herrn Menden. Dort wartest Du bis ich komme. Wir müssen heute noch mit ihm fliehen. Ich muß meinen Vater retten!“

Das letzte verstand die Jose zwar nicht, aber sie vergötterte Irene mit größter Unterwürfigkeit und gehorchte blindlings.

Während so im Seitenflügel alles heimlich für eine überhäufige Flucht zurecht gemacht wurde, versammelte sich in den „Gesellschafts-

räumen ein Schaar von ungefähr zwanzig Menschen.

Lachen und Gepolter durchdrang die reichen Salons. Ivan Jwanowitsch Werlan eilte in das Privatkontor und holte selbst den Baron, der dort schreibend saß. Er fand Frau von Scherlin neben ihm, blaß und erregt mehrere Blätter durchsehend. Sie hatte ihren Gatten erstochen lassen und warte nicht, ihn mit der großen, inneren Erregung allein zu lassen.

„Ach Sie, lieber Verla!“ rief sie beherzt und sprach ihre Freude aus, als sie von den vielen Gästen hörte. Diese Worte waren unrichtig, denn sie freute sich in der Tat über diese Abwendung für sie alle. Das Glückselig mit dem überreizten Gatten und der blaffen, unglücklichen Tochter wäre ihr zur Qual geworden. Der Groom war schnell hinaufgeschickt worden, um Baronesse Irene zu holen.

„Das schadet nichts,“ sagte diese. „Es ist sogar ganz gut. Jagte Du zu Menden mit den Sachen und jagte ihn, daß ich nachkommen werde. Will er Dich begleiten, so bleibe gleich da! Wünscht er es nicht, so laß ihn und sei oben wie immer.“

Irene zog hastig ein anderes Kleid über und eilte hinaus. Außer einer tiefen Waise, sowie einem kleinen Koffer an der Schleppe verriet nichts den schwarzen Kampf, den sie durchlebt. Ihr schönes Antlitz war holdselig und ruhig wie stets.

(Fortsetzung folgt)

Kleines feuilleton.

Der Reiter.

Von Hans Friedrich Blum.

Frei Siemers ritt über das Sandfeld nach Oklahoma. Er wollte seinen Bruder auf dessen Farm aufsuchen.

Der junge Schütztrupp hatte das Gewehr an den Sattel gehängt, spähte vorsichtig auf den Weg und trabte langsam den schmutzigen Ochsenpfad zwischen den Klippen entlang.

Es war Spätnachmittag. Der Himmel lag sam'braun über der fernen Ebene, ging in ein blaßes weiches Grün über, und hob sich höher und höher zu jenen unergänzlichen tiefen Blau, das in seiner erschütternden Einsamkeit nur die afrikanische Wüste kennt.

Frei Siemers fuhr aus seinen Gedanken und griff ans Gewehr. Jemand ein Klatschen hatte ihn aufgeschreckt. Aber es war nur der Sand, der um die Dornenbüsche kisterte.

Um so zöger blieben seine Gedanken bei einem wunderlichen Zusammentreffen der letzten Zeit. In Windstille war es gewesen, vor einer Woche, als sie durchritten.

Und sie hatte ihn erkannt und hatte gemerkt, und er hatte wiederergründet in sinnlosem Erstaunen, wußte nicht, wie sie herkam, und hatte doch weiter reiten müssen mit den anderen nach Norden, wohin der Dienst sie trieb.

Das Pferd stolperte und Frei Siemers gab eine Weile acht auf den Weg. Dann begann er wieder zu grübeln und konnte doch nicht glauben, daß das Mädchen ihm gefolgt sei, wußte keinen andern Grund, wie sie ins

Band gekommen, und schüttelte verwirrt den Kopf zu seinen eigenen Gedanken. Der Reiter trieb den Gaul ärgerlich an. Er wußte nicht, woher die weichen Erinnerungen kamen, wollte ihnen nicht nachgeben und spähte doch, wie die Wälder langsam zusammenfloßen und seine Gedanken noch einmal die letzten Wochen zu Hause durchgingen, die er mit Marie Brandt zusammengewesen war.

War wohl auf dem Markt im Dorf gewesen, als er das Mädchen zuerst mit seinem Bruder sah, mit Hans, der jetzt da unten auf der Farm hockte. Und der schwaigsame Mel ters hatte soviel unvernünftiges Zeug mit Marie geredet, wie er ihm nie zuzutraut hätte, hatte so gärrlich mit ihr getan, daß es ihm lächerlich erschien.

Wie war's dann gekommen! — Er war ja immer ein ziemlicher Schützengänger gewesen, und es hatte ihm Freude gemacht, einmal zwischen zu greifen und zu sehen, wie fest die andern zusammenhielten. War wohl nicht nötig gewesen, und vielleicht war er auch zu weit gegangen, als er die Eiferlust des Aelteren sah und merkte, daß das Mädchen auch ihn gern hatte. Eines Tages war Hans Siemers, der Grübler und Zweifler, nach drüben gegangen, und hatte ihm einen ersten nachdenklichen Brief hinterlassen:

Er habe gemerkt, daß der Jüngere besser zu seinem Mädchen passe, und wollte ihn nicht im Wege stehen.

Frei Siemers hatte dann eine Weile zu Marie Brandt gehalten, und er hatte sie gern gehabt. Aber er war ein junger unruhiger Kopf, und sie sprachen viel über ihn im Dorf, seines älteren Bruders wegen. Da hatte er sich eines Tages zu den Soldaten gemeldet, und als der Aufstand begann, war er hinübergekommen.

Der Reiter hob sich im Sattel und spähte sorgfältig über den Weg. Ein paar Ochsenpfade liefen zusammen, strebten auseinander und vereinigten sich doch wieder zu einer breiten ausgefahrenen Straße mitten zwischen den kahlen nackten Klippen. Dann wurde der Busch dichter, quoll aus den Höhlen und Spalten heraus, und wogte in dunklen Feldern in den Mulden.

Frei Siemers dachte plötzlich an die letzte Parade. — Was hatte der Hauptmann verlesen? — Er was von der Regierung: daß die alten Soldaten Land haben sollten und Unterstützung, um sich eine Farm zu bauen. Er reiste sich im Sattel auf und nickte zufrieden vor sich hin. War doch was anderes, als dabei in der Kiste zu sitzen und bei den Bauern zu tagelohnern. Und er fröhlich war er wohl, und seine Arme hatte

er schon, und Freude wird's ihm machen, sich hier sein eigen Heim zu bauen. Seine Gedanken waren plötzlich wieder bei Marie. Ob die wirklich so glücklich gewesen war, ihm nachzufahren? Am Ende war es gar nicht so unruhig. Denn gesunde Menschen konnte man brauchen hierzulande. Und das Schützengewehr mußte sowieso aufhören. Er wußte sich schon erkundigen und umhören.

Die Bäume wurden wieder spärlicher, aber statt der Klippen kam ein dünnes braunes Gras, der Weg neigte sich und ging langsam in eine weite, dicht bewachsene Ebene über, auf der die letzten Büsche wie geduckte braune Tiere auftraten. Jemand stand ein schwarzer Hüttenjunge mit langer Peitsche, schrie ihm etwas Unverständliches zu und wies geradeaus. Eine Anzahl stumper Kaposfen graste am Wege, sie rissen ruckweise das Gras vom Boden und saßen kaum auf, als er vorbeiritt.

Jetzt mußte die Farm wohl bald kommen. Frei Siemers wurde fast neugierig, seinen Bruder wiederzusehen, wunderte sich, wie weit der's gebracht hätte und dachte dann plötzlich wieder an seine eigenen Pläne, an Marie und an all das andere, was ihn den langen einsamen Ritt bewegt hatte. Und langsam klärte sich ein Bild vor ihm, — eine wunderliche, weiße Sehnsucht nach dem Mädchen wurde in ihm wach, und er sah sie an seiner Seite, auf ein er Farm, so wie er sich in Gedanken die seines Bruders vorstellte. — Und plötzlich schien es ihm, als hätte es alles so kommen müssen, daß er hier blieb und das Mädchen wiedertraf. — Eine tiefe Freude, wie er sie lange nicht empfunden hatte, erfüllte ihn.

„Ich möcht' dir wohl die Gebäude zeigen.“ Die Brüder saßen sich unruhig gegenüber, sprachen von Gleichgültigem und wagten nicht an die letzte Zeit vor ihrer Ausfahrt zu rühren. Der Jüngere warf die Peitsche um und sie schritten schweigend nebeneinander zum Schuppen, der unweit des Wohnhauses auf einem Hügel lag.

In weiten farbigen Mulden zog sich das Bett des Flusses durchs Land, wühlte sich zwischen den Klippen ein und breitete sich doch wieder zu weiter endloser graugrüner Ebene aus.

„Da unten liegt das Regierungsland“, sagte der Aeltere plötzlich, „soll demnächst ausgeleitet werden. Dann kommen andere Menschen hierher, und ich bin nicht mehr so einjam.“

Dem Jüngeren gin gen wieder bunte Bilder durch den Kopf, und er sah träumend in den Abend, der in tiefen, schillernden Farben im Westen brannte. Aus dem Flußtal, das in schwarzen Schalten durchs Land schnitt, stieg

die Dämmerung auf und froch wie grau, über den Körper durch die Büsche und dunklen Hänge. Eine Krift Ochsen zog unter lautem Geheul der Hüttenjungen zur Farm. Ein Weile stand die Sonne noch wie ein blutroter Ball über den Hügeln, dann verrann sie langsam und ließ nur die Rämme der Klippen noch eine Zeilanz purpurn aufblähen.

„Wir wollen heimgehen“, sagte der Aeltere, aber er blieb doch unruhig stehen, als hätte er noch eine Frage. Der Himmel dunkelte rasch und die Sterne begannen aufzublihen wie blinkende Lantropfen.

Der Farmer sah plötzlich dem Jüngeren unsicher ins Gesicht; „Was macht Marie, Frei?“ Er blickte schon und verschämt weg und der Reiter wunderte sich über das Kinder Gesicht des Bruders.

„Ich hab' sie seit einem Jahr nicht gesehen“, sagte er unruhig. Der Farmer wiegte den Kopf und begann als Geier von der letzten Zeit in der Heimat zu sprechen.

„Ein Freund schrieb mir — ich weiß nicht, ob du ihn kennst, — du hättest sie nun doch nicht geheiratet. Ich hatte es damals geglaubt.“

Frei Siemers blickte trotzig vor sich hin. „Hätt' ich nicht weglaufen brauchen deswegen Hans.“

Aber der andere hörte es nicht, und sprach halblaut mit sich selbst: „Und da hab ich geschrieben, ob sie rüberkommen wollte, zu mir und sie hat sich Bedenkzeit ausgedeutet. Und später hab ich noch einmal gefragt, ob sie Gel haben wollte, zur Fahrt. Wir haben hier irgend welche Unterstützung dafür. Da hab ich einmal einen Brief gekriegt, in dem hat sie um einen Teil. Aber von allem andern stand nichts darin.“ Der Farmer sah den Bruder vertraulich an, und in seinen gutmütigen Augen stand eine innige schüchterne Freude.

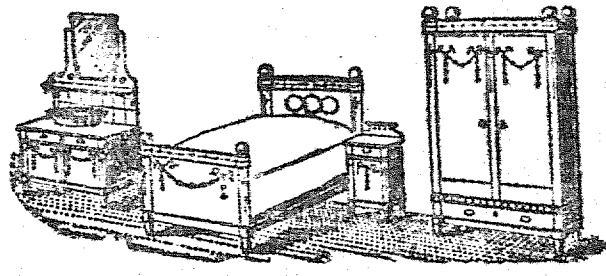
„Und nun wart ich oft, Frei, und weil ich viel Zeit zum Nachdenken hab, stell ich mir vor, sie käme eines Tages, so wie es ihre Art ist, ohne ein Wort zu sagen oder zu schreiben. Und dann bin ich oft glücklich, daß alles so gekommen ist, weil ich's besser hab hier unten.“

Der Farmer unterbrach sich und sah den Jüngeren erschrocken an.

„Was hast du, Frei?“ Der hatte die Lippen zusammengepreßt, wollte sich wehren gegen irgend etwas bezwang sich doch, und sah den Aelteren tief atmend an.

„Ja, ja — du hast Recht, Bruder, hab nur fort. Denn wird sie ja auch wohl kommen.“

Geschäfts-Eröffnung!



Beehre mich dem geschätzten Publikum von Lodz und Umgegend mitzutellen, daß ich mein seit 25 Jahren bestehendes

Möbel-Magazin

recht Tischlerei und Tapeziererei an der Anna-Strasse Nr. 19, im eigenen Hause reich assortiert und wieder eröffnet habe. Empfehle mein Lager in Salons, Schlaf-, Speisezimmer- und Küchens-Möbeln zu außerordentlich billigen Preisen.

Hochachtungsvoll ADOLF BAUER.

Das Restaurant

„Louvre“

beehrt sich hiermit die gesch. Rundschau davon in Kenntnis zu setzen, daß es am 25. Dezember, als am 1. Weihnachtsfesttage, wie alljährlich, geschlossen sein wird.

Spezial-Arzt

für Haut- und vener. Leiden auch Männer-schwäche. Bei Syphilis Anwendung von 606 und 914 Heilung des Trippers ohne Spülungen.

Dr. Lewkowicz, zurückgekehrt.

Konstantinerstr. 12, Tel. 35-41. von 9-1 und 6-8, Damen 5-8 Sonntags 9-3. — Separate Wartezimmer. 2515

Dr. E. Sonenberg, ist zurückgekehrt. 9456

Haut-, Harnorgane und venerische Krankheiten. Zielona-Strasse Nr. 8.

Spezialstr. 11-1 u. 54-74, 112.

Aufs Land wird ein tüchtiger

Gärtner

mit guten Zeugnissen, gesucht. Bart-Graben und Treibhaus. Adresse: Milchstraße Nr. 3. 2645

Das Sparkassenbuch

Nr. 33003, auf den Namen Amalie Neumann u. der Tochter Vorname-Kasse ist verloren gegangen. Es wird gebeten dasselbe Petrikauerstrasse Nr. 83 abzugeben.

Conversation française,

On cherche deux personnes pour complet. Andrzejka 17-16. 2641

Advertisement for Paul Graf & Co. Kleiderhaus für Herren- und Kinderanzüge. Massbestellungen nach d. neuesten Vorlagen. LODZ, Petrikauerstrasse 277. 1904 Gründungsjahr 1904.

Advertisement for Eduard LANGNER, Widzewskistrasse Nr. 13, Teleph. Nr. 3300. 08229. Dr. WOLYNSKI, Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten, gemeinsamer Assistent an der Breslauer Universitätsklinik (Prof. Dinsberg), wohnt jetzt Petrikauerstr. 12B, Tel. 35-97. Operationen: Bronchioskopie, elektr. Licht, Röntgen. Sprechstunden von 10-12 und von 4-6 Uhr. Sonntags von 10-12 Uhr. 09302

Advertisement for Robert Schultz vorm. W. Thiede Kunstgewerbliche Werkstätten. für den gesamten Innenausbau. 08260. Ausstellungsräume: Petrikauer-Str. Nr. 101. Telefon Nr. 763. Werkstätten: Bluga-Strasse Nr. 112. Telefon Nr. 23-33.

Advertisement for Robert Schultz vorm. W. Thiede Kunstgewerbliche Werkstätten. für den gesamten Innenausbau. 08260. Ausstellungsräume: Petrikauer-Str. Nr. 101. Telefon Nr. 763. Werkstätten: Bluga-Strasse Nr. 112. Telefon Nr. 23-33.

Advertisement for Das Tuch- und Kord-Lager Kahan & Spiegier, 80, Petrikauer-Str. Nr. 80, empfehlen sich zur Winter-Saison. 7762. Billige aber feste Preise!